PZ
31
.E8

FT MEADE
GenColl

Weihnachtsfreude

THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Weihnachtsfreude.

Evangelical Lutheran Joint Synod of Ohio and other States.

Kleine Erzählungen für Kinder.

Herausgegeben von der Publikations-Behörde der Allgem.
Ev.-Luth. Synode von Ohio u. a. Staaten.

Columbus, Ohio:
Druck der Lutherischen Verlagshandlung.

1902

PZ31
.E8

Exchange
Toledo Pub. L. b.
6/13/35

Inhalts-Verzeichnis.

Seite.

Der glückliche Weihnachtsabend 1

Feurige Kohlen 15

Hannchen 30

Aus der Jugendzeit Friedrichs des Großen 44

Der Wohlthäter 58

Die Bibel im Vogelneste 73

Vom Tode gerettet 87

Die schwimmende Glasflasche 102

Herzog Moritz Wilhelm 116

Der glückliche Weihnachtsabend.

Auf seiner Burg im schönen Schwabenlande lebte der Graf Christoph, wie wir ihn kurzweg nennen wollen. Die Burg lag hoch auf einem felsigen Hügel, etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe, das schon seit Jahrhunderten in dem Besitze seiner Familie gewesen und ihm selbst seit zehn Jahren, wo sein Vater mit dem Tode abgegangen, als rechtmäßiges Erbgut zugefallen war. Die Burg hatte eine wunderschöne Lage. Die Fenster der Vorderseite gingen nach Westen hinaus. Von hier sah man auf einen Fluß hinab, der unter vielen Krümmungen durch das anmutige Thal sich schlängelte. Hier weilte die Gräfin am liebsten. Hier stand sie oft und blickte hinunter in den brausenden Fluß, auf dem die letzten Strahlen der Sonne ruhten, bis diese hinter die Berge sank und die Dämmerung sich über die Gegend verbreitete. Wenn dann die Betglocken in den Dörfern rings umher läuteten und ihr Klang feierlich zu der Burg hinauf drang, dann wurde der Gräfin ernst und wehmütig um das Herz. Ihre Augen wurden dann feucht, und oft kamen ihre Kinder an sie heran mit der Frage: „Mama, was weinst du?" Dann trocknete sie sich die Augen schnell; denn sie wußte oft nicht, daß sie geweint hatte. Auf dem andern Flügel waren die Zimmer des Grafen Christoph. Die Aussicht ging nach einer tiefen Gebirgsschlucht, aus welcher ein schäumender Waldbach mit lautem Getöse hervorstürzte, um sich in den Fluß zu ergießen. Majestätische Felsen erhoben

ihr Haupt an seinen beiden Ufern, und zwischen ihnen standen stattliche Eichen, unter denen schon der Urgroßvater des Grafen gespielt hatte.

Es war am heiligen Christabend des Jahres 1823. Da ging es laut und bunt zu in der gräflichen Burg. Der große Saal des Schlosses war glänzend erleuchtet. Auf den Tischen im Saale lagen Geschenke aller Art, wie sie nur ein Kinderherz erfreuen können. Da sah man bunte Bilderbücher und schöne Puppen, Baukästen und Schaukelpferde, ganze Regimenter von bleiernen Soldaten, Flinten und Trommeln, fremde und einheimische Tiere von Holz und Porzellan und dergleichen. Alles war in feinem Geschmack und in großer Fülle vorhanden. Und doch schien die rechte Weihnachtsfreude zu fehlen. Die Kinder stürmten in dem Saale umher und wußten sich vor wildem Mutwillen nicht zu lassen. Bald fielen sie über dieses, bald über jenes ihrer Geschenke her. Bald stopften sie sich Pfefferkuchen und allerhand Naschwerk in den Mund. Bald stritten sie mit einander über dieses oder jenes Spielwerk, welches sie dem Bruder oder der Schwester nicht zeigen oder für eine Weile überlassen wollten. Gräfin Ida saß auf dem Sopha und stützte den Kopf in ihre Hand. Sie war angegriffen und müde. Oft ermahnte sie die Kinder zu größerer Stille, aber ihr Wort wurde fast ganz überhört. Der Vater hatte im Anfang an dem Jubel seiner Kinder große Freude gehabt. Aber er schaute mit ernsten Blicken darein, als dieser endlich in die zügellosesste Ausgelassenheit überging. Der kleine Oskar geberdete sich wie ein Füllen, das aus dem Stalle entsprungen ist und in wilden Sprüngen dahin jagt. Er schaukelte so übermütig auf seinem Wiegenpferde, daß er endlich umschlug und mit dem Kopfe an den Tisch stieß, so

daß der Christbaum krachend herabstürzte. Die Mutter sprang erschrocken hinzu und hob ihren kleinen Knaben auf, der aus Leibeskräften schrie und brüllte, obwohl er nur eine unbedeutende Beule an seiner Stirn davongetragen hatte. „Warte, das will ich dir vertreiben!" sagte der Vater und holte seinen Stock. Der kleine Oskar bekam jetzt eine Christbescherung ganz besonderer Art, und sie hat ihm sicherlich nichts geschadet. Aber die rechte Freude war nun auch dahin und wollte weder bei den Eltern noch bei den Kindern wiederkommen. Der Graf stand auf und trat an das Fenster. Er sah das Thal hinunter in den Fluß, in welchem der volle Mond mit seinem Silberglanze sich spiegelte. Er sahe hinauf zu dem dunkeln Himmel, an dem die goldenen Sterne funkelten und blitzten. Da war Ruhe und stiller Friede. Aber warum war keine Ruhe und kein Friede in seinem Herzen und in seinem Hause?

Nach einer Weile ging Graf Christoph an den Klingelzug und schellte so heftig und ungestüm, daß der Klang der Glocke im ganzen Schlosse wiederhallte. Ein Diener trat herein und fragte: „Was befehlen der Herr Graf?"

„Fritz soll mein Pferd satteln, und du hole mir meinen Mantel!" war die Antwort.

Der Diener ging wieder, um den Befehl seines Herrn auszurichten. Dieser aber wandte sich an seine Gemahlin mit den Worten: „Ich muß noch einen kleinen Ritt hinaus ins Freie machen!" und verließ das Zimmer. Die Gräfin sah ihrem Gatten etwas unruhig nach. Sie hätte gern gewußt, wo er in der kalten Winternacht hinwollte. Aber sie kannte ihren Gemahl und wußte, daß er das viele Fragen nicht liebte. Darum schwieg sie und überließ sich jetzt wie-

der ihren Gedanken, während die Kinder um so lauter und wilder um sie her tobten.

Graf Christoph war auf den Schloßhof hinausgetreten. Das Reitpferd stand bereit. Er schwang sich darauf und ritt langsam den etwas abschüssigen Burgweg hinunter. Der Kutscher aber sah ihm kopfschüttelnd nach und murmelte vor sich hin: „Sonderbares Vergnügen, am heiligen Christabend sich draußen herumzutreiben, noch dazu bei solcher Kälte! Brrr! Ich bin nur froh, daß ich ihn nicht begleiten darf."

Der Graf ritt nach dem Dorfe, welches zu seinem Schlosse gehörte. Als er in der Nähe kam, hüllte er sich ganz und gar in seinen weiten und warmen Mantel. Das Pferd aber ließ er langsam und gemächlich Schritt vor Schritt dahingehen. Jetzt ist er im Dorfe. Alles ist still, kein Mensch ist draußen auf der Straße. Das aber ist dem Grafen eben recht. Er reitet langsam von Haus zu Haus und blickt zu den Fenstern hinein in die einzelnen Stuben. Er will sehen, wie seine Bauern den heiligen Christabend feiern, und ob es bei ihnen vernünftiger zugeht, als droben auf der prächtigen Burg. Er sieht auf seinem Wege und bei seiner Umschau gar mancherlei. In dem Wirtshause, vor welchem er zuerst hielt, geht es laut und lärmend zu. Da sitzt eine ganze Gesellschaft darin. Man zecht und lärmt und spielt Karten. Man zankt sich mit einander und schreit dann wieder nach einem neuen Schoppen. Die Kinder zupfen die Wirtin am Rock und fragen schüchtern, ob das Christkind denn noch nicht bald komme. Aber die Mutter hat keine Zeit. Sie stößt die Kinder von sich mit den Worten: „Geht zu Bette und schlaft bis morgen! Dann haben

wir mehr Zeit." Und die Kinder schleichen still und traurig davon in ihre Kammer.

Das gefiel dem Grafen gar übel. Er ritt weiter vor das Haus des Krämers, das neben dem Wirtshause stand. Hier sah es anders aus. Ein Christbaum stand in der Stube auf dem Tische. Seine Lichter funkelten, und er brach beinahe unter der schweren Last des Zuckerbrotes und der vergoldeten und versilberten Äpfel und Nüsse. Unter dem Baume lagen viele und schöne Geschenke. Aber bei den Kindern des Krämers ging es ziemlich ebenso zu wie droben in der Burg. Das eine heulte, das andere zankte, das dritte tobte; auf die Mutter hörten sie nicht, und der Vater war im Laden. „Wie es hier aussieht, weiß ich schon", sagte der Graf zu sich selbst und ritt langsam weiter. Jetzt hält er vor einem Hause, da ist kein Kind drinnen und doch leuchtet ein lichter Strahl hinaus. Der Graf blickt zum Fenster hinein. Da sitzt ein greises Paar am Tische vor der offenen Bibel. An der Wand hängt das Bild des gekreuzigten Heilandes, es ist mit einigen Tannenreisern und zwei kleinen Lichtern geschmückt. Der Mann liest die Weihnachtsgeschichte und sein Weib hört mit gefalteten Händen andächtig zu. Endlich sind sie fertig mit Lesen und Beten. Der Alte reicht seiner treuen Lebensgefährtin die Hand und spricht: „Katharine, bis hierher hat der Herr geholfen! Das nächste Christfest feiern wir, wenn Gott will, droben bei ihm im Himmel."

Bedenklich ritt Graf Christoph weiter und strich sich den dunklen Bart. Ein Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor, und es wurde ihm ganz eigen um das Herz. Jetzt bog er um eine Ecke und hielt vor einer kleinen Hütte mit einem Strohdache und zwei kleinen Fenstern. Er sieht hinein und kann den Blick gar nicht wegwenden. Ei, was sieht

denn der Graf? Da sitzen ein Vater und eine Mutter am Tische. Um sie her stehen drei Kinder, und das vierte, ein Säugling, liegt auf den Armen der Mutter. Die Kinder sehen ärmlich aus, die dünnen Kleidchen bedecken sie kaum, ihre Gesichter sind bleich, aber nicht traurig. Da stehen sie mit gefalteten Händen und blicken auf ein armes, kleines, ganz kleines, Tannenbäumchen, das mit drei Äpfeln und drei Lichtern geziert ist. Aber die Kinder machen ein Gesicht, als wenn sie geradewegs in den Himmel oder wenigstens in das Paradies hineinblickten. „Ich glaube gar, sie sagen etwas", murmelte der Graf, stieg leise vom Pferde und trat noch näher an das Fenster. Da hört er, wie der Älteste, ein Knabe von 12 Jahren, eben beginnt: „Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir" (Jes. 60, 1). Dann betet das etwa zehnjährige Mädchen: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst" (Jes. 9, 6). Und nun sagen die beiden Kinder abwechselnd die Weihnachtsgeschichte auf, wie sie im Evangelium St. Lucä steht. Als sie aber an den letzten Vers kommen, da fällt das kleine Schwesterchen jubelnd ein: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Dem Grafen wurde es ganz weich um das Herz, als er dies sah und hörte. Er wurde noch mehr bewegt, als die Kinder nun die schönen Weihnachtslieder: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" und „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich" mit heller, lieblicher Stimme sangen. Er sieht sich um im kleinen Stübchen; es ist sauber, aber sehr, sehr ärmlich. Da kann er sich nicht länger mehr halten. Er bindet

sein Pferd an einen Baum und hüllt sich ganz dicht in seinen Mantel, also daß sein Angesicht nicht zu sehen ist. So tritt er in die Hütte und in die Stube. Die Eltern und die Kinder blicken verwundert auf den vornehmen und stattlichen Mann, der zu ihnen kommt. Graf Christoph spricht zu ihnen: „Guten Abend, lieben Leute! Euer Gott schickt euch hier eine kleine Weihnachtsfreude.“ Und nun holt er aus den tiefen Taschen seines Mantels Spielsachen, Strümpfe, Tücher, Zuckerbrot und dergleichen hervor. Ein bunter Markt breitet sich auf dem Tische vor den Augen der erstaunten Eltern und Kinder aus. Sie wissen gar nicht, wie ihnen geschieht, und sehen schweigend zu. Als der Graf damit fertig ist, schüttelt er dem Vater die Hand, sagt: „Gute Nacht!“ und ist aus der Thür verschwunden. Ein paar Augenblicke darauf sprengt er im vollem Galopp davon. Der Vater öffnet seine Hand, sie ist ganz voll glänzender Thaler. Die Mutter und die Kinder schlagen verwundert die Hände zusammen. Ach, sie können das Geld nur zu gut gebrauchen, und sie haben erst am Morgen darum gebetet, daß der treue Gott und Herr ihnen aus ihrer Not helfen und ihre Sorgen wenden wolle.

„Was war das?“ rief der Vater.

„Vater“, sagte das älteste Mädchen, Lieschen, „das war der Graf Christoph; ich habe seinen Säbel unter dem Mantel gesehen.“

„Ja, ich habe ihn auch gesehen“, rief ihr älterer Bruder;“ und es war auch seine Stimme.“

„Nun, wer es auch sein möge“, sprach die Mutter, „der liebe Heiland hat ihn uns geschickt. Gott sei Lob und Dank, und wir wollen nicht vergessen, für unsern guten Wohlthäter zu beten.“ Und wie sie sagte, so geschah es auch. Das

liebe Weihnachtsfest wurde diesmal ein doppeltes Dank- und Freudenfest in der kleinen, armen Hütte.

Eine Woche nach der andern war seitdem vergangen. Der Frühling war gekommen, der Schnee schmolz auf den Feldern und in den Thälern, und die warmen Sonnenstrahlen lockten die ersten Blumen, Gräser und Kräuter hervor. Vater Deichert hatte für das Geld des Grafen eine muntere Ziege gekauft. die man im Hause ganz allgemein die „Grafengeis" nannte. Lieschen mußte das Tier auf die Weide treiben. Da saß sie denn oft auf dem Felsabhange, von welchem aus man die Burg sehen konnte. Und wenn die hohen Fenster des Schlosses in den goldenen Strahlen der sinkenden Sonne so freundlich funkelten, war es dem kleinen Mädchen immer, als wenn es dorthin eilen und dem Grafen für seine reichen Gaben danken müsse. Wie durfte aber das arme, kleine Bauermädchen dies wagen? Dem Grafen war es auch gewiß nicht lieb, wenn sie kam. Er hatte sich ja an jenem Abend in seinen Mantel gehüllt, damit ihn niemand sehen und erkennen sollte. Sie mußte, gern oder ungern, auf die Erfüllung ihres Wunsches verzichten. Dann aber, wenn sie dies zu sich gesagt, hob sie ihre Augen gen Himmel und rief jedesmal: „So besuche du ihn, lieber Heiland, weil wir es nicht können, und bringe du ihm unsern Dank und deinen Segen!" Und der Herr that es und erhörte buchstäblich das Flehen des frommen Kindes.

Im Sommer hieß es auf einmal: Graf Christoph ist krank, sehr krank und wird wohl nicht wieder gesund werden. Jeden Tag fuhren die Wagen der benachbarten Ärzte durch das Dorf hinauf nach der Burg. Jeden Tag ritt ein Bote nach dem andern zu der Apotheke des nahen Städtchens, um immer wieder neue Arzeneien zu holen. Und in der Kirche

wurde von dem Pfarrer und der ganzen Gemeinde für den kranken Grafen gebetet, den alle seine Unterthanen wegen seiner Freundlichkeit und Güte herzlich liebten. Die Familie Deichert trauerte in diesen Tagen gar sehr um ihren Wohlthäter. Ach, sie wußten es ja, daß Graf Christoph, so gut er auch war, fast gar nicht zur Kirche gekommen war. Er hatte den Gottesdienst und die Predigt des Wortes verachtet, und von dem Glauben wollte er nichts wissen. Nun sorgten und kümmerten sie sich, ob ihr guter Herr wohl auch in den Himmel kommen würde, und sie beteten um so fleißiger und herzlicher für seine Genesung.

Am meisten war aber Lieschen betrübt und traurig. Alle Tage saß sie droben auf dem Felsen und blickte mit weinenden Augen hinüber nach der Burg. Da ging ihr eines Tages plötzlich ein Gedanke durch das Herz. Sie sann eine Weile und rief dann: „Ja, ja, so will ich es machen!“ Schnell trieb sie ihre Ziege nach Hause. Niemand war daheim, da die Eltern mit den andern Kindern auf dem Felde waren. Dies war ihr gerade recht, da sie ihren Plan ganz in der Stille ausführen wollte. Sie sperrte die Ziege in den Stall. Dann wusch sie eilig ihr Gesicht in dem Brunnen vor dem elterlichen Hause. Sie kämmte sich ihr blondes Haar glatt und sauber und zog ihr Sonntagskleidchen an. Eben wollte sie das Haus verlassen. Da kehrte sie noch einmal um, kniete einige Augenblicke in der Ecke neben dem Bette der Eltern nieder, stand dann fröhlich auf, schloß die Hausthüre ab und schritt munter durch das Dorf und das Wiesenthal.

Wo wollte das Mägdlein hin? Sie hatte große Eile und sah weder zu Rechten noch zur Linken. Nur einige duftende Blumen und Kräuter pflückt sie unterwegs und

bindet sie mit einigen Grashalmen zu einem zierlichen Sträußchen. So eilt sie den Berg hinauf und steht bald an der Thüre des Grafenschlosses. Die Thüre ist zu, und niemand ist da, der sie ihr öffnet. Der Klingelzug ist so hoch, daß das kleine Mädchen ihn nicht erreichen kann. Aber sie weiß sich zu helfen. Sie wälzt einen großen Stein mühsam herbei, stellt sich darauf und läutet aus allen Kräften. Ein Diener kommt bald herbei und öffnet leise die schwere, eisenbeschlagene Pforte.

„Was willst du?" fragte er etwas unsanft das kleine Mädchen und sah sie von oben bis unten an.

„Ich möchte gern zu dem Herrn Grafen", antwortete Lieschen.

„Du kannst nicht zu ihm", sprach der Diener kurz; „er ist krank."

„Wenn er auch krank ist", entgegnete das Mädchen, „so muß ich doch zu ihm."

„Ich sage dir, du kannst nicht zu ihm; er schläft", erwidert der Diener."

„Dann will ich warten, bis er wieder aufwacht", ruft das Kind und schlüpft schnell bei ihm vorbei durch die offene Thür."

In diesem Augenblicke klingelt es aus dem Krankenzimmer. Der Wärter geht hinein, kommt aber sogleich wieder heraus und fragt den Diener, wer eben gekommen sei; der Herr Graf wolle es wissen. „Dies Mädchen hier ist gekommen", antwortete dieser und wies auf Lieschen. Dann fuhr er fort: „Sie will durchaus zu dem kranken Herrn." Der Wärter ging hinein und kam im nächsten Augenblicke wieder heraus mit dem Befehl, daß das Kind zum Grafen hereinkommen solle. Hierüber verwunderte

sich der Diener nicht wenig; das Mädchen aber sah so aus, als ob es nichts anderes erwartet hätte. Der Wärter öffnete die Thüre zu dem Krankenzimmer, ließ das Kind eintreten und entfernte sich. Da stand nun Lieschen in einem großen und hohen Zimmer, das fast ganz verdunkelt war. Sie ging mutig vorwärts und stand endlich vor dem Bette des Kranken, das mit einem schweren, dunkelroten Sammetvorhange umhängt war.

„Was willst du, mein Kind?" fragte leise der Graf und reichte der Kleinen seine abgezehrte Hand.

Lieschen ergriff sie zärtlich und sagte: „Herr Graf, ich wollte Ihnen noch für die schönen Geschenke danken, die Sie uns am Christabend gebracht haben."

Der Graf sann und sann. Er sahe dem Mägdlein in das Auge, verstand aber nicht, was sie sagte. Lieschen fuhr mutig fort: „Mein Vater, meine Mutter und ich sind sehr traurig, daß Sie so krank sind. Aber wir beten alle Tage für Sie zu dem lieben Gott." Und dann fragte sie mit erhöhter Stimme: „Lieber Herr Graf, beten Sie denn auch, daß Sie wieder gesund werden?"

Der Kranke antwortete nicht auf diese Frage. Aber seine Augen hingen an dem lieblichen Angesichte des Kindes, und es war ihm, als sähe er eines Engels Angesicht. Lieschen fuhr mutiger fort: „O Herr Graf, beten Sie, beten Sie doch zu dem Herrn Jesu!" Sie sprach diese Worte so herzinnig, daß der Graf plötzlich auffuhr und sagte: „Diese Stimme habe ich schon einmal gehört." Nun fiel ihm auf einmal jener Weihnachtsabend in der kleinen Hütte ein, und er rief: „Ja, sie ist es, sie ist es!"

„Liebes Kind", sprach er endlich, indem er auf sein Kissen wieder zurücksank, „ich kann nicht beten; bete du für

mich, wenn du kannst." Einen Augenblick zögerte die Kleine. Dann kniete sie nieder, wie sie es daheim zu thun pflegte, und betete, wie sie täglich gebetet hatte: „Lieber, lieber Heiland, segne unsern guten Herrn Grafen; mache ihn bald wieder gesund und schenke ihm ein neues Herz! Amen!" — „Amen!" sagte laut der Graf und reichte dem Kinde die Hand. „Gott segne dich, mein Kind", sprach er dann; „wenn du noch oft so für mich betest, werde ich bald wieder gesund sein." Lieschen legte ihr Sträußchen auf das Bett des Kranken und entfernte sich bald wieder mit kindlichem Gruß. Daheim fand sie noch alles, wie sie es vor einer Stunde verlassen hatte. Rasch zog sie ihr Wochenkleid an und trieb die Ziege wieder auf den gewohnten Weideplatz. Fröhlicher als sonst aber blickte sie hinüber nach dem Grafenschlosse und zu den verhüllten Fenstern des Krankenzimmers.

Der Graf hatte kurz vorher, ehe das Mädchen zu ihm kam, einen merkwürdigen Traum gehabt. Es war ihm, als ob er in einem kleinen Nachen über ein großes Wasser hinwegführe. Ein Windstoß warf den Kahn um, und er sank hinab in die wilde, tiefe Flut. Schon gingen die Wasser über sein Haupt, da hob ihn die Flut noch einmal in die Höhe — da kam plötzlich eine kleine Hand, die ihn ergriff und emporzog. Er blickte verwundert im Traume danach. Da sah er ein Mägdlein mit frischen Wangen und mitleidigen Blicken. Sie zog ihn mit starker Hand aus der wilden Flut und führte ihn zu einer grünen Aue voll duftender Blumen und frischer Wasserquellen. Als er aus jenem Traume kaum erwacht war, stand Lieschen an seinem Bette. Er erkannte das liebliche Angesicht, das er im Schlafe gesehen hatte. Er hörte ihre frommen Worte und

ihr kindliches Gebet, und er fühlte, wie sein Herz davon mächtig ergriffen und bewegt wurde.

Was sich weiter in der Seele des Grafen zugetragen hat, kann ich nicht erzählen. Nur so viel ist gewiß, daß die Ärzte an jenem Abend, als Lieschen ihn verlassen, die Krankheit für gebrochen und den Kranken für gerrettet erklärten. Am andern Morgen wurde der ehrwürdige Pfarrer des Dorfes zu dem Grafen Christoph beschieden und mußte täglich über eine Stunde bei ihm verweilen. Vier Wochen waren seitdem vergangen. Da fuhr eines Sonntags frühe eine geschlossene Kutsche von der Burg hinunter nach dem Dorfe. Als sie in dasselbe hineinfuhr, läuteten eben die Glocken. Die Kutsche hielt vor der Kirche, und heraus stieg, auf die Schulter seines Dieners gestützt und von seiner Gattin und allen seinen Kindern begleitet, der Graf Christoph. Er ging langsam in die Kirche und in den herrschaftlichen Stuhl. Der Graf war sehr bleich; denn es war heute sein erster Ausgang, den er versuchte. Aber ein sanfter, stiller Friede lag auf seinem Gesichte. Ganz anders als sonst, wo er nur sehr selten und dann mit sichtbarer Langeweile dem Gottesdienste beigewohnt hatte, saß er heute unter seinen Leuten. Heiße Thränen quollen aus seinen Augen. Er schämte sich ihrer nicht, besonders als der Pfarrer mit herzlichen Worten Gott dem Herrn dankte, daß er das Flehen der Gemeinde erhört und ihren lieben Herrn Grafen wieder gesund gemacht habe.

Lieschen verwandte während des ganzen Gottesdienstes fast kein Auge von dem Grafen. Sie jubelte in ihrem Herzen, daß der liebe Heiland ihr Gebet so schnell und so schön erhört hatte. Sie sollte noch mehr erfahren. Als der Gottesdienß zu Ende war, dankte der Graf dem Geist-

lichen mit herzlichen Worten. Dann ließ er die Kutsche langsam vorausfahren, er aber ging mit seiner ganzen Familie in das Deichertsche Haus. Dort war große Freude und Wonne über den Besuch. Der Hausvater sagte treuherzig: „Gott sei Dank, daß wir Sie gesund wiedersehen, Herr Graf!“ Lieschen aber schaute mit freudetrunkenen Blicken zu ihrem Wohlthäter hinauf. Er aber drückte das Kind an sein Herz und sprach zu seiner Gemahlin: „Siehe, liebe Ida, das ist die kleine Hand, durch die mich der Herr aus den Fluten gezogen und errettet hat! Und nun, Vater Deichert, müßt Ihr schon erlauben, daß das Kind mit uns heimfährt und oft zu meinen Kindern kommt, damit sie auch lernen, was Lieschen schon lange weiß und kann.“

Lieschen war ganz glückselig vor lauter Wonne. Sie fuhr zum erstenmal in einer Glaskutsche, und noch dazu auf das Schloß hinauf. Die Kinder des Grafen aber sahen stumm und ehrfurchtsvoll zu dem kleinen Bauermädchen hinauf. Sie ließen sich von ihr alle möglichen Sprüche und Lieder lehren und die schönen Geschichten erzählen, die sie von Vater und Mutter daheim und von dem Lehrer in der Schule gehört hatte, die ihnen aber ganz unbekannt waren. Ein neues, ein ganz anderes Leben begann jetzt auf der gräflichen Burg. Wenn nun Gräfin Ida am Fenster stand und der untergehenden Sonne nachsah, dann war es nicht mehr die Thräne der Sehnsucht, die ihr in dem Auge perlte. Sie hatte Friede und Ruhe gefunden in ihrem Heilande. Ebenso der Graf Christoph. Eine friedliche Milde leuchtete auf seinem Angesichte, und er war noch viel sanftmütiger und gütiger als vorher. Er hatte eben das neue Herz bekommen, welches Lieschen für ihn von dem Heilande erbeten hatte. Und auch die Kinder waren ganz

anders geworden. Der Geist des Glaubens und des Friedens, welcher das Schloß durchwehte, hatte auch ihre Herzen angerührt, und sie wuchsen auf zu ihrer Eltern herzlicher Freude.

Als nun wieder das liebe heilige Weihnachtsfest kam, da war in der Hütte wie in dem Grafenschlosse die große Weihnachtsfreude, welche der Engel des Herrn auf dem Felde zu Bethlehem den Hirten und allen Menschen verkündigt hat. Wer aber diese Weihnachtsfreude bereitet hatte, ob der Graf mit seinen reichen Geschenken oder Lieschen mit ihren Gebeten, das mögen meine kleinen Leser bei sich selbst fragen und entscheiden.

Feurige Kohlen.

Noch heute blühet im Lande Ungarn die Familie der Grafen von Szapary (sprich: Schapary). Die ältere Linie derselben nennt als ihren Stammvater den tapferen und edelmütigen Peter von Szapary, der sich auf so manchem Schlachtfelde den Ruhm des Helden erstritten hat. Zu seiner Zeit waren die Türken die grimmigen und gefürchteten Feinde der Christenheit, namentlich des Landes Österreich. Sie hatten in mehreren blutigen Kriegen ihre Macht bis über die Donau hin ausgebreitet und einen großen Theil von Ungarn erobert. Selbst in der Hauptstadt dieses Landes, in Ofen, herrschte ein türkischer Statthalter, und vor seinem mächtigen Arme mußten sich die Be-

wohner wider ihren Willen notgedrungen beugen. Auch die nicht unterworfenen Teile von Ungarn erfuhren von Zeit zu Zeit die wilde Gewalt dieser ihrer gefürchteten Feinde. Fast unaufhörlich kamen die türkischen Scharen über die Grenze und überfielen plötzlich die friedlichen Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer. Jünglinge und Jungfrauen, Männer, Frauen und Kinder wurden dann von ihnen in Menge gefangen genommen und in die Sklaverei geschleppt. Alte, gebrechliche Leute, die zur Arbeit nicht mehr recht tauglich waren, wurden ohne weiteres unbarmherzig getötet. Die Städte und Dörfer wurden ausgeplündert und in Brand gesteckt. Ebenso schnell, wie sie gekommen waren, verschwanden dann wieder die räuberischen Scharen, indem sie nur armselige Trümmer und rauchende Schutthaufen, Verwünschungen und Wehklagen hinter sich zurückließen.

Peter von Szapary hörte schon als Knabe im Schlosse seines Vaters die Erzählungen von solchen Verheerungen und Räubereien der Türken. Seine junge Seele entbrannte dann in glühendem Hasse gegen die wilden Eroberer und Bedränger seines Vaterlandes, und er sehnte sich von ganzem Herzen nach der Zeit, da er ein Schwert in die Hand nehmen und seine armen Landsleute an ihren unbarmherzigen Feinden rächen könnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt geworden, als er schon einen Verwandten 1650 auf einem kriegerischen Zuge gegen die Stadt Czakvar begleitete, die durch einen schnellen Überfall den Türken entrissen werden sollte. Das Unternehmen mißlang, da die Feinde gewarnt und auf ihrer Hut waren. Unser junger Held, welcher sich in dem Kampfe zu weit vorgewagt hatte, sank, von einer türkischen Lanze getroffen, schwer ver-

wundet zu Boden und wurde nur mit Mühe aus dem blutigen Getümmel gerettet. Mehrere Monate lang lag er in dem väterlichen Schlosse auf einem schweren und schmerzlichen Krankenlager, ehe seine Wunde wieder heilte. Dadurch aber wurde sein Mut nicht gebrochen, und seine Kriegslust nicht gedämpft. Im Gegenteil, er dachte nach seiner Genesung mit um so größerer Sehnsucht an neue Kämpfe, in denen er die Drangsal seines Vaterlandes und das Elend von vielen Tausenden seiner Landsleute an den Feinden des christlichen Glaubens rächen könnte.

Der alte Graf von Szapary starb, und Peter trat den Besitz der väterlichen Güter an. Er schloß eine glückliche Ehe, und blühende Kinder erfüllten allmählich sein Haus und erfreuten sein Herz. Aber dies alles konnte ihn von seinen kriegerischen Plänen nicht zurückhalten. Einer seiner Nachbarn war der Graf Adam von Batthyanyi, der hernach in seinem Vaterlande zu hohen Würden und Ehren gelangte. Beide Männer schlossen mit einander ein inniges Freundschaftsbündnis, welches sie bis zu ihrem Tode treu gehalten haben. Beide waren von tapferem Mute beseelt und von glühendem Hasse gegen die Feinde ihres Vaterlandes entbrannt. Sie verbanden sich gegen dieselben zu einem unaufhörlichen Kampfe und bereiteten ihnen manche Niederlage, so daß die Namen beider Helden bald von ihren Landsleuten mit Entzücken und Ehrfurcht, von den Türken dagegen mit Erbitterung und Schrecken genannt wurden.

In dem Flecken Erd an der Donau lag eine türkische Besatzung unter ihrem Anführer Hamsa Beg. Diese wurde von beiden Freunden fast fortwährend angegriffen

und erlitt dadurch einen empfindlichen Verlust nach dem andern an Mannschaften und kriegerischen Vorräten. Hamsa Beg war um deswillen auf Peter von Szapary und Adam von Batthyanyi sehr erbittert und schwur oft bei dem Barte des Propheten, wenn er sie jemals in seine Gewalt bekommen sollte, sich an ihnen grimmig zu rächen. Leider sollte sein Wunsch nur zu bald wenigstens an einem der beiden Helden sich erfüllen. Eines Tages gerieten die tapferen Männer auf einem ihrer Streifzüge in einen türkischen Hinterhalt. Ihr Häuflein kämpfte zwar mit verzweifeltem Mute, konnte aber bei der großen Übermacht der Feinde nichts ausrichten. Peter von Szapary warde in dem Kampfe schwer verwundet. Sein Pferd brach unter ihm zusammen und begrub in seinem Sturze den bewußtlosen Reiter. Seine Waffengefährten konnten ihm nicht helfen, da sie selbst ihr Leben und ihre Freiheit durch die Flucht retten mußten. Auch Adam von Batthyanyi entrann nur mit der äußersten Not und Mühe der drohenden Gefahr. Peter aber wurde von den Siegern unter dem gestürzten Pferde hervorgezogen und gefangen genommen. Tie Türken jubelten natürlich über den so lange ersehnten und so hoch willkommenen Fang. Ihr Anführer, Hamsa Beg, überhäufte seinen wehrlosen Feind mit allen nur möglichen Schimpf- und Schmähreden. Er ließ ihm sogar hundert Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben, um dadurch den lange versparten Grimm gegen ihn auszulassen, und seine Wunden nur notdürftig verbinden. Dann aber schickte er seinen Gefangenen nach Ofen, da derselbe in dieser starken Festung viel leichter und sicherer bewacht werden konnte als in dem kleinen Städtchen Erd, welches er selbst besetzt hielt.

Peter von Szapary wurde auch in der Stadt Ofen mit ausgesuchter Grausamkeit und Härte behandelt. Der türkische Statthalter ließ ihn in einen dunklen und kalten Kerker werfen, wo er auf verfaultem Stroh liegen mußte. Seine nur schlecht verbundenen Wunden brachen hier bald wieder auf und verursachten dem Ärmsten fast unerträgliche Schmerzen. Drei schreckliche Tage und Nächte, die er in diesem traurigen Zustande und an einem so entsetzlichen Orte verleben mußte, brachten unsern Helden an den Rand des Grabes. Allein es lag nicht in dem Plane des türkischen Statthalters, seinen Gefangenen sterben zu lassen. Er wollte denselben nur quälen, um sich und seine Glaubensgenossen an einem ihrer gefürchtetsten und verhaßtesten Feinde dadurch zu rächen, und schließlich für seine Befreiung ein desto höheres Lösegeld von ihm erpressen. Als ihm der bedenkliche Zustand des armen Mannes gemeldet wurde, gab er den Befehl, ihn in ein besseres und gesünderes Gefängnis zu bringen und für die Heilung seiner Wunden zu sorgen. Dies geschah, und durch Gottes Gnade genas Peter von Szapary allmählich von seinen Wunden. Nun aber begann ein neues Elend für den armen Gefangenen. Es wurden ihm die niedrigsten und zugleich schwersten Arbeiten aufgelegt. Der tapfere Held, der von seinen Soldaten geliebt, von seinen Landsleuten geehrt und selbst von seinem Könige hochgeschätzt wurde, mußte in der Küche des Statthalters schmachvolle Knechtsdienste verrichten. Er mußte Holz und Wasser herbeischleppen und überhaupt alle die Arbeiten thun, die dem Koch und seinen Leuten entweder zu lästig oder zu niedrig waren. Er erhielt dabei nur die kärglichen und ekelhaften Überreste der Speisen, die alle andern verschmähten. Auch verging fast kein Tag, an wel-

chem er von seinen grausamen und übermütigen Peinigern nicht unter diesem oder jenem Vorwande hart gezüchtigt wurde. Dies geschah regelmäßig, sobald Hamsa Beg entweder in Geschäften oder zum Besuche nach Ofen kam. Der grausame Mann vergaß es niemals, sich nach seinem Feinde umzusehen und ihm irgend einen Schmerz oder irgend eine neue Schmach zu bereiten.

Mit männlicher Fassung und stiller Ergebnis in den Willen seines Gottes duldete der edle Szapary das harte Los, welches ihn betroffen hatte. Nur in der Einsamkeit und in der Stille der Nacht stiegen seine heißen Gebete zum Himmel hinauf, daß der allmächtige und barmherzige Gott sein Unglück in Gnaden ansehen und ihn, wenn seine Zeit und Stunde gekommen sei, aus der fast unerträglichen Drangsal mit starker Hand erretten wolle. Aber seinen grausamen Feinden gegenüber ließ er nie eine Klage oder Bitte laut werden, um ihren Übermut und Jubel nicht noch zu erhöhen. Eines Tages fragte ihn Hamsa Beg, als er bei ihm vorüberging, höhnisch nach seinem Befinden. Peter von Szapary würdigte den unedlen Spötter kaum eines Blickes, viel weniger einer Antwort. Er verrichtete die Arbeit, bei welcher er sich gerade befand, still und ruhig weiter, als ob er jene Frage gar nicht gehört hatte. Hamsa Beg wurde durch dieses Benehmen seines Feindes nur um so mehr erbittert und rief im höchsten Zorne aus: „Man behandelt euch, ihr Hunde, nur zu gut. Darum seid ihr auch noch stolz. Aber ich schwöre es bei dem großen Propheten, ich will diesen Stolz demütigen und brechen. Du sollst wie das Vieh behandelt werden, und wie das Vieh mir dienen!“ Er ging sofort zu dem Statthalter, um hier seinen Grimm auszuschütten und seine Vorschläge zu machen. Hier

fand er natürlich ein nur zu williges und geneigtes Gehör. Bald darauf kehrte er zurück und höhnische Siegesfreude lachte aus seinen unbarmherzigen Blicken. Auf seinen Befehl wurde ein Pflug herbeigeholt. Peter von Szapary wurde mit einem andern Christensklaven vor denselben gespannt. Und nun wurden die beiden Gefangenen unter dem Hohngelächter der rohen Menge und dem schadenfrohen Spott einer ausgelassenen Jugend auf ein benachbartes Feld hinausgetrieben, um dasselbe zu pflügen. Die schmachvolle Erniedrigung, die er auf diese Weise erfuhr, brach dem edlen Helden, der sich bisher so standhaft bewiesen hatte, beinahe das Herz. Er sträubte sich mit aller seiner Kraft gegen die Entwürdigung, die ihm sein erbitterter Feind zugedacht hatte; aber er machte die Sache dadurch noch schlimmer. Die Peitschenhiebe hagelten dicht und ungezählt auf ihn hernieder. Wenn er nicht totgeschlagen werden wollte, mußte er endlich trotz der Schmerzen, die ihn quälten, und trotz der bitteren Scham, die ihn beseelte, die ihm aufgezwungene, empörende Arbeit verrichten und den Pflug ziehen.

Während Peter von Szapary in so harter und schwerer Gefangenschaft schmachtete, war Adam von Batthyanyi durchaus nicht müßig gewesen, die Befreiung seines treuen und geliebten Freundes zu bewirken. Er hatte sich sogleich an Hamsa Beg gewandt, um die Höhe des dafür festgesetzten Lösegeldes zu erfahren, aber von demselben die Antwort erhalten, daß ihm der Gefangene um keinen Preis feil wäre. Er hatte dann an den türkischen Statthalter in Ofen geschrieben, und dieser hatte ihm erwidert, daß dreißigtausend Gulden gewiß ein billiger Kaufpreis wäre für einen so vornehmen und wichtigen Gefangenen. Dreißigtausend

Gulden! Das war nun freilich eine Summe, die in jenen Zeiten fast ganz und gar nicht aufgetrieben werden konnte. Dennoch ließ der treue und hochherzige Freund, der schon für das Weib und die Kinder des Abwesenden bis dahin zärtlich gesorgt hatte, den Mut und die Hoffnung nicht sinken. Alles, was sich nur auf seinen Gütern und von dem Vermögen des Gefangenen zu Gelde machen ließ, wurde verkauft. Alle Juwelen, Kleinodien und Schmucksachen, welche die Gräfin von Szapary besaß, wurden veräußert. Die Unterthanen des Grafen, obwohl selbst nicht reich, hatten sich freiwillig besteuert, um die Befreiung ihres von ihnen so hoch verehrten und so herzlich geliebten Herrn und Gebieters zu bewirken. Alle Bekannten und Freunde des Gefangenen in der Nähe und in der Ferne waren um ihre Hülfe bei diesem Werke ersucht worden und hatten gern und reichlich gegeben. Dennoch war auf diese Weise noch nicht die Hälfte des nötigen Lösegeldes zusammengebracht worden. Die treuen Unterthanen schickten sogar in alle Gegenden des Reiches Männer aus, um für die Befreiung des Grafen größere und kleinere Summen zu erbetteln. Allein trotz aller dieser Bemühungen einer erfinderischen und aufopfernden Liebe ging das Werk doch nur schwer und langsam vorwärts. Der größte Teil des ungarischen Landes war ja in der Gewalt der Feinde. Und was diese nicht besaßen und bedrückten, war entweder ausgeplündert oder durch die fortwährenden Kriege ausgesogen, so daß die Bewohner viel eher der Hülfe bedurften, als dieselbe zu gewähren im stande waren.

Es waren dem armen Grafen von Szapary auf diese Weise drei schwere und fast unerträgliche Jahre verflossen. Für die liebende Gattin und den treuen Freund war diese

Zeit ebenfalls ungemein traurig und kummervoll. Das geforderte Lösegeld war noch lange nicht eingegangen, und alle Bitten und Vorschläge wegen der Befreiung des Gefangenen waren von den Türken hart und verächtlich zurückgewiesen worden. Da erfuhr der Graf Batthyanyi durch seine Kundschafter, daß ein türkischer Gesandter mit sehr wichtigen Aufträgen an den Statthalter in Ofen unterwegs wäre. Er beschloß, denselben unter allen Umständen in seine Gewalt zu bringen, um auf diese Weise vielleicht seinen geliebten Freund zu befreien. Alle Mannschaft, die er nur auftreiben konnte, raffte er darum zusammen und zog mit ihr still und heimlich nach einem Walde, durch welchen der Gesandte auf seinem Wege durchkommen mußte. Bald kam dieser mit einem sehr großen und gut bewaffneten Gefolge. Graf Batthyanyi brach mit seiner Mannschaft aus dem Hinterhalte hervor und überfiel die nichts ahnenden Türken. Er hatte zuvor den strengen Befehl gegeben, den Gesandten durchaus nicht zu töten, da er ihn, wenn er seine Absicht erreichen wollte, unter allen Umständen lebendig in seine Gewalt bekommen mußte. Ein blutiger und erbitterter Kampf entbrannte. Die Türken wehrten sich mit verzweifelter Tapferkeit. Allein sie waren von der Übermacht umzingelt und darum bald verloren. Was nicht fliehen konnte oder wollte, wurde von den ungarischen Kriegern ohne Barmherzigkeit niedergemacht. Der Gesandte selbst aber wurde von seinem Pferde heruntergerissen, an Händen und Füßen gebunden und dann so schnell als möglich in sichere Verwahrung gebracht.

Der türkische Statthalter hatte kaum die Gefangennahme des Gesandten erfahren, als er wegen der Freilassung desselben mit dem Grafen Batthyanyi in Unterhand-

lung trat. Dieser hatte das ja auch beabsichtigt und erwartet. Er antwortete darum, daß er seinen Gefangenen nur dann loslassen würde, wenn sein Freund, Graf Peter von Szapary, von den Türken freigegeben würde. Da er auf dieser Forderung fest und unerbittlich beharrte, so blieb den Feinden zuletzt nichts übrig, als dieselbe zu erfüllen. Graf Adam von Batthyanyi erlebte endlich die langersehnte und unaussprechliche Freude, seinen geliebten Freund und Waffenbruder nach beinahe vier Jahren schmerzlicher und schimpflicher Gefangenschaft befreit in seine Arme zu schließen. Wir schweigen von der Wonne der Gräfin und der Kinder, als sie den geliebten Gatten und Vater wiedersahen. Ihre Freude wurde durch sein Aussehen leider sehr getrübt. Der einst so tapfere und edle Held war in elende Lumpen gekleidet. Sein Angesicht war über die Maßen bleich, seine Gesundheit durch die erlittenen Mißhandlungen sehr geschwächt. Er sah einer wandelnden Leiche ähnlicher als einem kräftigen Manne. Weinend und trauernd erblickten alle, die ihn kannten, seinen erbarmungswürdigen Zustand. Aber die Thränen und Klagen vertrockneten und verstummten in dem Glücke des Wiedersehens. Alle Hausgenossen und Unterthanen des Grafen zogen mit ihm zur Kirche, um für seine Befreiung vor allen Dingen den gnädigen Gott im Himmel zu loben und zu preisen.

Nach dieser Heimkehr folgte eine Zeit der Angst und der Schmerzen. Die alten, kümmerlich geheilten Wunden des Helden öffneten sich aufs neue. Die von Schlägen verursachten und von eisernen Ketten gedrückten Striemen und Beulen erregten ihm heftige Schmerzen. Die so oft durch Peitschenhiebe verwundeten Füße versagten ihren Dienst. Kurz, der ganze Mann war so erschöpft und leidend, daß er

sich lange Zeit hindurch nicht wieder erholen konnte. Nur die sorgsamste Pflege der treuen Gattin und seine kräftige Natur überwanden allmählich durch Gottes Gnade die traurigen Nachwirkungen der erlittenen Gefangenschaft und führten den Kranken endlich langsam der Genesung entgegen.

Unterdessen hatte der Kaiser ein mächtiges Heer gerüstet, welches die Türken aus Ungarn vertreiben sollte. Sechzigtausend österreichische Krieger rückten mit 8000 Brandenburgern, 8000 Baiern, 5000 Sachsen und noch anderen Hülfstruppen unter der Anführung des tapferen Herzogs von Lothringen herbei, um die Stadt Ofen endlich den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Allen ungarischen Männern bebte in jenen Tagen das Herz voller Entzücken und Freude. Ihr Vaterland sollte frei werden von dem verhaßten Joche seiner unbarmherzigen Eroberer. Wer nur ein Schwert tragen konnte, schloß sich den Soldaten freiwillig und voller Begeisterung an. Auch Peter von Szapary konnte und wollte diesem großen Unternehmen nicht still und müßig zusehen. Neue Kraft durchströmte in dieser ernsten und erhebenden Zeit seine Glieder. Alle seine Schwäche war verschwunden, alle seine Schmerzen und Leiden waren vergessen. Seine Füßen schwankten nicht mehr, fest und aufrecht stand er da in der freudigen Hoffnung des Kampfes und des Sieges. Vergebens bat ihn die besorgte Gattin, seiner Wunden zu gedenken um sich zu schonen. Vergebens bchauptete der Arzt, daß seine Genesung noch nicht völlig zu stande gekommen sei, und daß ein Feldzug mit seinen Beschwerden ihm schädlich werden könne und müsse. Der edle Held hörte auf keine Bitten und ließ sich durch alle diese Bedenken und Vorstellungen nicht irre

machen. „Laßt mich!“ das war und blieb seine einzige Antwort. „Ich kann und will nicht leben, wenn ich nicht teilnehmen darf an dem großen Kampfe für das Vaterland und die Freiheit.“ Er bot die waffenfähige Mannschaft auf seinen Gütern auf, brachte sein Weib und die Kinder in Sicherheit und zog nun mit seinem treuen und bewährten Freunde in das Lager des großen Lothringers, dem die kampfbegierigen Ungarn von allen Seiten zuströmten. Beide Helden wurden mit großer Freude und mit vielen Ehren aufgenommen und stritten tapfer und heldenmütig, wie immer, für die Befreiung ihres Vaterlandes.

Der Kampf um die Stadt und Festung Ofen war langwierig und hartnäckig. Endlich gelang es den Kaiserlichen, am 2. September 1687 mit stürmender Hand die Mauern und Wälle zu ersteigen und die Festung zu erobern. Die Türken verloren bei der tapfersten Gegenwehr viele Tausende an Verwundeten und Toten. Die Zahl der Gefangenen dagegen betrug kaum einige Hunderte. Aber unter ihnen befand sich der grausame und unbarmherzige Peiniger des Grafen von Szapary, Hamsa Beg. Der Statthalter hatte denselben mit seinen Truppen zur Verstärkung der türkischen Besatzung nach Ofen berufen, und hier war er nach tapferer Gegenwehr in die Hände der jubelnden Feinde gefallen.

Als endlich in der eroberten Stadt die Ruhe wieder hergestellt war, feierten die Sieger das gelungene Werk mit einem großen Gastmahle, an welchem alle Heerführer teilnahmen. Peter von Szapary mußte bei der Tafel von seiner Gefangenschaft erzählen und that dies mit so ergreifenden und bewegten Worten, daß sämtliche Tischgenossen dadurch aufs innigste gerührt wurden. „Wohlan“, sprach

endlich der Herzog von Lothringen, „Euer umbarmherziger Feind ist jetzt in unserer Gewalt, Herr Graf. Ich schenke Euch denselben, damit ihr ganz nach Eurem Gutdünken mit ihm verfahren könnet.“ Dankend nahm unser Held das Geschenk an, und die Gäste erschöpften sich nun in allen möglichen Vorschlägen, auf welche Weise er den Gefangenen martern und ihm die erlittene Pein vergelten sollte. Einer der Diener aber, welcher die Rede des Herzogs vernommen hatte, eilte schadenfroh nach dem Kerker des Hamsa Beg und verkündigte ihm, was geschehen war, indem er ihm zugleich zu seinem neuen Herrn höhnisch alles nur mögliche Glück wünschte. Mit sichtbarem Schrecken und Entsetzen hörte der Türke die Worte des Dieners an, der sich hierauf schnell wieder entfernte.

Als das Mahl geendet und die Tafel aufgehoben war, eilten die beiden Freunde zu dem Gefangenen und fanden ihn düster und in sich gekehrt in einer Ecke seines Kerkers sitzend. „Nun, Hamsa“, rief ihm Peter zu, „erkennst du mich wieder? Weißt du wohl, daß du mir jetzt gehörst mit Leib und Leben?“

„Ich weiß“, entgegnete der Gefangene, „daß mich der Herzog dir zum Eigentum geschenkt hat; aber darum gehöre ich dir noch lange nicht, und ich verachte alle deine ohnmächtigen Drohungen.“

„Und was glaubst du wohl, daß ich nun mit dir thun werde?“ fragte der Graf weiter.

„Was sonst“, erwiderte trotzig der Türke, „als dich rächen?“

„Nein, Hamsa“, sprach lächelnd der edle Held, „ich räche mich nicht an dir, sondern ich schenke dir die Frei-

heit ohne jegliches Lösegeld und ohne irgend eine Bedingung."

Staunend, verwirrt, einem Träumenden gleich, blickte der Gefangene starr und lange seinen großmütigen Feind an. Endlich rief er aus: „Nein, das ist nicht möglich! Du täuschest mich; denn dieses Edelmutes ist kein Mensch fähig."

Da antwortete ihm Peter von Szapary: „Du magst recht haben, Hamsa, und hast es auch sicher nicht um mich verdient, daß ich dir die Freiheit schenke. Aber wir Christen haben einen Heiland und Erlöser, der uns zuruft: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Wir Christen haben einen Heiland, der noch sterbend am Kreuze für seine Mörder und Feinde gebetet hat: Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun! Ich möchte gern sein treuer Jünger und Nachfolger sein. Darum thue ich an dir, wie er mir geboten hat, und Gott ist mein Zeuge, daß ich dieses mein Wort und Versprechen ehrlich und redlich meine. Darum sei getrost, Hamsa, du bist frei; gehe mit Frieden aus diesem Kerker wieder zurück in dein Land!"

Da sprang der Gefangene plötzlich auf, umfaßte die Kniee seines edelmütigen Feindes und rief unter Thränen: „Nun ist mir erst recht leid, was ich an dir und mir gethan habe. Wisse, ich kann von deiner himmlischen Milde und Güte keinen Gebrauch machen. Als jener Diener mir schadenfroh verkündete, daß mich der Herzog dir zum Eigentum geschenkt habe, da fürchtete ich, daß du mich ebenso martern würdest, wie ich es dir gethan habe, und daß du mich end-

lich unter unsäglichen Qualen zu Tode peinigen würdest. Um diesen Schmerzen und dieser Schmach zu entgehen, habe ich Gift genommen, welches ich stets bei mir führte. Ich fühle, daß seine tödliche Wirkung in mir bereits beginnt. Vergieb mir, was ich in meiner Thorheit und Verkehrtheit gethan habe. Und nun habe ich nur noch einen Wunsch in meinem Herzen. Dein Gott und Heiland muß der rechte sein, da er eine so große Lehre und ein so herrliches Beispiel gegeben hat. Ich begehre die Taufe auf seinen Namen, damit ich wenigstens als ein Christ und im Glauben an ihn sterben kann."

Tiefe Rührung hatte die beiden Freunde bei dieser Rede des unglücklichen Gefangenen ergriffenen. Sie thaten, was sie konnten, um den Leib und die Seele des Armen zu erretten. Ein herbeigerufener Arzt versuchte alle Mittel seiner Kunst; allein es war vergeblich. Der Diener des Evangeliums konnte dem Sterbenden nur noch in wenigen Worten die große und selige Botschaft verkünden, daß uns das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, rein macht von allen Sünden.

Hamsa Beg bekannte sich zum Glauben an den Heiland und wurde auf den Namen des Erlösers getauft. Die beiden Freunde waren die Zeugen bei dieser doppelt ernsten und ergreifenden Handlung. Bald darauf hatte der Türke in stillem Frieden seinen letzten Atemzug gethan. Als er aber zu Grabe getragen wurde, ging der edle Peter von Szapary als erster Leidtragender hinter dem Sarge seines einst so grausamen Feindes. Er hatte gelernt und geübt, was das Wort Gottes sagt: „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht

der Herr. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln."

Hannchen.

Auf dem geräumigen, aber ziemlich düsteren Hofe des Zuchthauses in N. spielte in den Nachmittagsstunden eines schönen, klaren Julitages ein kleines Mädchen. Es war ein liebliches Kind mit blondem Haar, roten Wangen und großen, hellbraunen Augen, die an das Wort des Heilandes erinnerten: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes!" Die Kleine war die Enkelin des Schließers in dem Gefängnis. Die Fenster seiner Wohnung blickten auf den düsteren Hof hinaus. Hinter dem einen oder andern derselben sah man zuweilen das blasse Gesicht einer jungeu Frau. Es war die Mutter des kleinen Hannchens. Sie war dann mit irgend einer Arbeit beschäftigt, die sie nur zuweilen ruhen ließ, um nach ihrem lieben kleinen Mädchen zu sehen, welches fast immer in dem Garten spielte, der unter dem Fenster vor der Thür zu ihres Großvaters Wohnung lag. Wenn Frau Bertha, was freilich oft vorkam, da und dort in der Stadt arbeitete, dann führte der Großvater die Aufsicht über sein Enkelkind, oder das halb erwachsene Mädchen, welches im Haushalt helfen mußte. Am meisten aber war es der liebe Gott, unter dessen schützenden Augen das Kind

wuchs und lieblich gedieh zu ihres Großvaters und ihrer Mutter Freude.

Beide bedurften dieses Trostes und dieser Freude recht sehr, denn sie hatten in den letzten Jahren viel Trauriges und Schmerzliches erfahren. Frau Bertha war die Gattin des Rendanten Hinkelmann. Die ersten Jahre ihres Ehestandes waren voller Glück und Frieden gewesen. Der gutmütige, aber etwas leichtsinnige Mann hatte sich dann seinem Hause je mehr und mehr entfremdet und mit seinen sogenannten guten Freunden ein lockeres und genußsüchtiges Leben geführt. Die stille Geduld seiner jungen Frau, ihre sanften Bitten und ihre heißen Thränen hatten ihn von diesem Thun und Treiben durchaus nicht abhalten können. Mangel und Sorge, Kummer und Herzeleid waren um deswillen in dem Hause eingekehrt. Da war plötzlich in einer Nacht die Kasse, welche der Rendant zu verwalten hatte, durch Einbruch gestohlen worden. Alle Bemühungen, den Dieb zu entdecken, waren vergeblich gewesen. So war denn endlich der Verdacht auf den Rendanten gefallen. Man wußte, daß er bei seinem leichtsinnigen Lebenswandel viel Geld verschwendet und hier und da bedeutende Schulden gemacht hatte. So lag denn die traurige Vermutung nahe, daß er die Kasse selbst geraubt, um sich aus seiner Verlegenheit zu helfen, und den Einbruch zu diesem Zwecke nur vorgespiegelt hatte. Hinkelmann beteuerte feierlich bei der angestellten Untersuchung seine Unschuld. Aber alle seine Versicherungen fanden weder bei seinen Vorgesetzten noch bei seinen Richtern irgend welchen Glauben. Er wurde seines Amtes entsetzt und zu vierjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. So saß er nun als ein Verbrecher und Dieb hinter den Mauern des Gefängnisses in L. Bertha aber war mit

ihrem kleinen Töchterlein zu ihrem Vater nach N. zurückgekehrt, und ernährte sich mit derselben durch Arbeit ihrer Hände. Wenn ihr Herz sich auch sträubte, an die Schuld des noch immer geliebten Mannes zu glauben, so konnte sie doch den Verdacht und die Schande, die auf seinem Haupte lasteten, nicht von ihm hinwegnehmen. Und das war es, was ihre Seele mit verzehrendem Gram und Kummer und ihre Augen oft mit bitteren und heißen Thränen füllte. Das war es, was wie ein giftiger Wurm an ihrem Leben und an ihrer Gesundheit zehrte, so daß kaum der Blick auf ihr liebliches Kind und die Hoffnung auf den allmächtigen und gnädigen Gott in ihrem Schmerze sie aufrichten und trösten konnten.

Das kleine Hannchen verlegte ihren Spielplatz manchmal aus dem Garten des Großvaters nach dem Hofe des Zuchthauses, der denselben von allen Seiten umschloß. Der Garten war so klein und eng, der Hof dagegen geräumig und groß. Und da nur einige Bäume auf demselben wuchsen, so versuchte sie es, sich hier und da kleine Beete anzulegen und dieselben mit Blumen zu bepflanzen. So war sie denn eifrig damit beschäftigt, in ihrem kleinen Schubkarren von einer Stelle des Gärtchens, wo es der Großvater ihr erlaubt hatte, Erde nach der Ecke zu fahren, wo die Lindenbäume standen. Sie war nicht allein auf dem Hofe. Trine, die kleine Dienerin, saß strickend im Garten und bewachte von dort aus das Spiel des Kindes. Unter der Linde aber, keine zehn Schritte von ihr entfernt, saß ein finsterer Mann, welcher die Augen fest auf den Boden geheftet hatte und mit seinem Stocke im Sande Linien und Kreise zog. Es war einer der Gefangenen, ein berüchtigter und schon vielfach bestrafter Dieb, der zuletzt bei einem Einbruch ertappt und zu

langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt worden war. Der Mann hatte in den letzten Wochen an einer Lungenentzündung schwer krank darnieder gelegen. Jetzt schien er der Genesung entgegen zu gehen. Aber er war noch immer unfähig zu jeder Arbeit und bedurfte der Schonung und Erholung. Darum war ihm die Erlaubnis geworden, täglich einige Stunden im Sonnenschein oder im kühlen Schatten der Linde auf dem von allen Seiten umschlossenen Hofe zu sitzen. Einen Wächter hatte er bei diesem seinem Zustande nicht nötig. Seine körperliche Schwäche hinderte ihn viel mehr an jeder Flucht, als es sonst Schloß und Riegel bei dem verwegenen Manne vermocht hatten. Und so saß er denn und grollte mit seiner Krankheit und dachte an weiter nichts, als wie er wieder gesund werden und dem traurigen Kerker entfliehen könnte. Der Sonnenschein und die milde Sommerluft, der blühende Lindenbaum und die Vögel, die auf seinen Zweigen saßen und zwitscherten: alles verdroß und ärgerte den finsteren und trotzigen Mann. Aber am bittersten grollte er doch in seinem Herzen dem lieblichen Kinde, das so unbefangen und harmlos spielte.

Hannchen ahnte und wußte davon nichts. Sie kam dem Gefangenen allmählich immer näher, stellte sich dann dicht neben ihn, sah ihn mit ihren großen, braunen Augen freundlich an und sprach: „Sei doch auch fröhlich, lieber Mann; es ist ja so schönes Wetter!“

Der Gefangene sah vom Boden empor, zog die Stirn in tiefe Falten und warf dem kleinen Mädchen einen bitterbösen Blick zu. „Ich fürchte mich nicht vor dir“, sagte das Kind weiter. „Die Trine meint wohl, daß du böse bist; aber Mutter sagt, etwas gut sind alle Menschen.“

Ein wilder Hohn zuckte um die Lippen des finsteren Mannes, aber er antwortete nicht. „Kannst du nicht reden?“ fragte Hannchen weiter.

„O ja, aber ich habe keine Lust“, fuhr er sie barsch und rauh an.

„Ich darf nie sagen, ich habe keine Lust“, sprach das kleine Mädchen. „Dann schilt Mutter. Du hast wohl keine Mutter gehabt?“

„Mache, daß du fortkommst!“ schrie der finstere Mann das arme Kind an.

Halb bestürzt, halb gekränkt schlich sich Hannchen nach ihrem kleinen Gärtchen zurück. Hier hackte sie ihre Beete und setzte die Blumen ein, wie der Großvater es ihr gezeigt hatte. Aber trotz alledem konnte sie es nicht lassen, dann und wann ganz verstohlen nach dem Manne zu blicken, der, sie wußte nicht warum, so böse gegen sie gewesen war.

Seit jenem Gespräche waren mehrere Wochen verflossen. In dem Garten, welchen sich das Kind unter der Linde des Hofes angelegt hatte, war alles zu ihrer großen Freude prächtig gewachsen und gediehen. Die kleinen Pflänzchen waren aus der Erde frisch und grün emporgekommen. Schon hatte hier und da eine Knospe sich gebildet, die nun im warmen Sonnenscheine sich zur Blüte entfaltete. Hannchen stand mit stummer Freude, die kleinen Händchen gefaltet, vor der ersten Blume, die ihre Arbeit so lieblich belohnte. Mit finsteren Blicken sah der Gefangene dem kleinen Mädchen zu. „Sich an einer Blume so zu freuen!“ sprach er mürrisch und zugleich spöttisch in seinem Herzen. Und doch klang es in seiner Seele wie eine leise Erinnerung an eine längst vergangene Zeit, da er auch so harmlos gespielt und ein so stilles und trautes Glück in seinem Herzen

empfunden hatte. Hannchen hatte seit jenem Gespräche nicht wieder gewagt, an den finsteren Mann heranzutreten. Sie war ein zutrauliches, aber kein zudringliches Kind. Der Großvater hatte ihr für ihr Gärtchen eine hübsche kleine Bank gemacht. Da saß sie dann und wann und strickte oder lernte die kleinen Verse, die ihr in der Klein-Kinderbewahranstalt, welche sie täglich besuchte, aufgegeben worden waren. Erst, wenn sie damit fertig war, wurde die graue Schürze umgebunden und die Gartenarbeit begonnen. Sie grub und hackte, bis ihr die Schweißtropfen auf der Stirn perlten. Und wenn sie dann auf ihre Bank sich setzte und ausruhte, strahlte das kleine Gesicht von lieblicher Zufriedenheit und kindlicher Freude.

Der Gefangene sah dem Thun und Treiben des kleinen, lieben Mädchens täglich zu. Seine Mattigkeit war von Tage zu Tage größer geworden, und der scheinbaren Genesung war ein quälender und abzehrender Husten gefolgt. Er konnte kaum noch, auf seinen Stock gestützt, unter den Bäumen einige Schritte hin und her gehen. Das verdroß ihn im Grunde seiner Seele, und er fürchtete sich vor dem Augenblicke, wo er einsam und verlassen auf seinem Krankenbette liegen würde. Hier draußen vertrieb ihm doch das kindische Spiel manchmal die Zeit, wenn er sich auch darüber ärgerte. Was war es doch albern und thöricht, über eine erbärmliche Blume sich also zu freuen! Und er hatte nichts, gar nichts auf der Welt, woran er sich einmal hätte freuen können! Er sah höhnisch und gehässig dem kleinen Mädchen zu, wie sie voller Entzücken vor ihrer Blume stand. Sollte sie sich immer freuen, immer lachen, immer glücklich sein? Sollte er dagegen bei Tage und bei Nacht die Unruhe eines bösen Gewissens, den

Groll und die Angst eines trotzigen und verzagten Herzens mit sich herumtragen? Nimmermehr! „Warte, ich will dir doch deine Freude verderben!“ so sprach er zu sich selber in finsterem Grimme. Er schlich an das Gärtchen heran, erhob seinen Stock und hieb mit einem einzigen Schlage die hübsche Blume von ihrem Stengel herunter. Hannchen stand im ersten Augenblicke ganz erstarrt da. Dann aber brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, die sie vorwurfsvoll zu dem bösen Manne erhob, der ihre kindliche Freude so unbarmherzig zerstört hatte. Er wollte höhnisch darüber lachen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und ein heftiger Hustenanfall, der ihn plötzlich ergriff, drohte ihn zu ersticken. Sein ganzer Körper bebte vor Schmerz und Schwäche, und er mußte sich an den Baum lehnen, wenn er nicht umsinken und zu Boden fallen wollte.

Hannchen dachte in diesem Augenblicke nicht mehr an ihre hübsche, kleine Blume. Sie sah erschrocken den armen Mann an, welcher so elend war, und fühlte jetzt nichts anderes als herzliches Mitleiden und den aufrichtigen Wunsch, ihm helfen zu können. Sie dachte darüber nach, wie sie das wohl anfangen könnte, und endlich hatte sie es in ihrem kleinen Köpfchen gefunden. „Warte, warte, jetzt weiß ich!“ rief sie aus und eilte mit schnellen Schritten über den Hof in das Haus. Der Gefangene schleppte sich unterdessen mühsam zu seinem Stuhle. Hier ergriff ihn ein neuer Hustenanfall, der durch seine Heftigkeit und Ungeduld nur verschlimmert wurde. Als er sich ein klein wenig erholt hatte und todesmatt seinen Kopf wieder erhob, stand das Kind vor ihm und hielt eine Tasse lauwarmer Milch in der Hand.

„Trinke einmal!“ sagte das liebe Mädchen freundlich, „Milch ist gut für den Husten.“ Sie reichte ihm die Tasse hin. Er bewegte sich nicht, sondern blickte das Kind nur matt und wortlos an. „Trinke doch, ehe sie kalt wird!“ bat sie noch einmal mit freundlichem Zureden. Nun nahm er die Tasse aus ihrer Hand und trank. Seine Augen ruhten mit seltsamen Blicken auf dem Kinde, als er die Milch hinunterschlürfte.

„Thut dir das gut?“ fragte Hannchen weiter und fuhr fort: „Dann kann ich dir alle Morgen und alle Nachmittage welche bringen, wenn die Mutter es erlaubt.“

„Nein, nein! es thut gut, aber ich mag die Milch nicht“, rief der Gefangene. „Ich habe dir Böses gethan, und du — sage, Kind, hast du die Blume sehr lieb gehabt?“

„Ach, die Blume!“ rief das kleine Mädchen in einem Tone, welcher gleichgültig klingen sollte, der aber dennoch ihre stille Betrübnis wider ihren Willen verriet. „Sieh einmal“, sagte sie, „es war die erste Blume in meinem Gärtchen. Aber das schadet nichts, es werden schon noch mehr kommen. Warum konntest du sie aber nicht leiden?“

„Ich konnte dich nicht leiden“, stieß der Kranke matt und mühsam heraus. Hannchen schüttelte darüber den Kopf. „Das glaube ich nicht“, sagte sie; „ich habe dir ja nichts zu leide gethan.“ Der Mann erwiderte hierauf kein Wort, gab ihr die Tasse zurück und nickte nur stummen Dank. In demselben Augenblicke rief der Großvater aus dem Fenster nach seiner kleinen Enkelin. Das Kind wollte sich schnell umwenden und in das Haus eilen. Dabei glitt ihr die Tasse aus der Hand, fiel am Boden auf einen Stein und zerbrach klirrend in viele kleine Scherben.

„Ach, was wird die Mutter sagen!“ rief das kleine Mädchen ganz erschrocken. „Ich soll ja nichts von dem Geschirr auf den Hof tragen. Das habe ich aber rein vergessen!“

„Weißt du was? sage, ich hätte die Tasse zerschlagen“, riet der Gefangene.

„Pfui! ich kann doch nicht lügen!“ sprach Hannchen und wandte sich unwillig von ihm ab.

„Das wirst du schon lernen, wenn du erst größer geworden bist“, meinte der rohe und böse Mann.

„Nein, das werde ich nicht thun“, antwortete das Kind. „Großvater sagt: Wer lügt, der stiehlt, und beides hat der liebe Gott verboten. Weißt du das denn nicht?“ Der Verbrecher hatte bereits ein spöttisches Wort auf seinen Lippen, aber er unterdrückte dasselbe; er wußte selbst nicht, warum. Dem kleinen Mädchen aber fiel es plötzlich ein, weshalb der kranke Mann, und mit ihm so viele andere, hier in dem großen Hause hinter den Fenstern mit den Eisengittern eingesperrt war. Sie wurde verlegen und dunkelrot, las schnell die Scherben der zerbrochenen Tasse zusammen und eilte dann in das Haus zu ihrem Großvater.

Von nun ab brachte Hannchen an jedem Morgen und jedem Nachmittag die für sie bestimmte Milch dem Gefangenen, während sie selbst mit dem trockenen Brote sich begnügte, welches sie dazu erhielt. Die Mutter hatte es ihr auf ihre Bitte gern erlaubt. Es war nicht bloß das kleine Liebesopfer, welches den kranken Verbrecher so tief bewegte. Ihr liebliches Wesen, ihr freundliches und zutrauliches Gemüt hatte seinen Trotz und Groll nach und nach gebrochen. In demselben Augenblicke, wo er sie so tief betrübt, hatte sie ihm wohlgethan: das war es, was er seitdem nie und

nimmer vergessen konnte. Und die Erinnerung an jenes Ereignis war wie ein heller, warmer Sonnenstrahl, der in seine kalte und umnachtete Seele fiel. Er konnte sich jetzt nicht mehr über das Kind ärgern; er mußte sie fort und fort beobachten und sich ganz im Stillen über sie freuen. Darüber wurde er nach und nach ein anderer Mensch; das merkten alle, die ihn sahen und hörten. Der Arzt, der ihn besuchte, der Direktor der Anstalt, der sich nach ihm umsah, und alle die Beamten wunderten sich nicht wenig über die sichtliche Veränderung, welche mit dem einst so trotzigen Verbrecher vorgegangen war. „Das macht die Schwäche und der langsam herannahende Tod!" sagte der Arzt, welcher den Kranken schon längst aufgegeben hatte. Aber weder er noch irgend einer der Männer im Gefängnis wußte davon, daß ein frommes und liebliches Kind, ohne es selber zu wissen und zu wollen, an dem harten Herzen des Gefangenen Engelsdienste verrichtet hatte.

Eines Nachmittages im Herbste kam das kleine Mädchen wieder zu dem Kranken heran, welcher matt und sichtlich leidend auf seinem Stuhle im warmen Sonnenscheine saß. „Heute bringe ich dir die letzte Blume, die allerletzte", sagte sie; „ich habe sie in Großvaters Garten gepflückt."

Der Mann nahm die Blume, aber er sagte kein Wort. Das Kind trat näher an ihn heran und fuhr vertraulich fort: „Denke dir, heute Nacht hat mir von meinem lieben Vater geträumt, wie er mich umarmt und geküßt hat. Ach, er sah so gut und freundlich aus. Aber der Mutter darf ich das nicht erzählen, sonst weint sie wieder."

„Wo ist denn dein Vater?" fragte der Gefangene, halb trotzig, halb verlegen.

„Im Gefängnis", antwortete das Kind. „Ein böser Mann hat ihm in einer Nacht sein Geld, sein ganzes Geld genommen. Hernach haben die Leute gesagt, daß der Vater es gestohlen und durchgebracht habe. Aber das ist nicht wahr; du kannst es mir glauben. Er ist viel zu gut dazu, als daß er so etwas thun sollte. Nun muß er unschuldig im Gefängnis sitzen. Das ist freilich sehr traurig; aber der Herr Jesus ist auch unschuldig gefangen und verurteilt worden, und war doch so gut und fromm. Ich bete alle Tage, daß der liebe Gott meinen armen Vater bald wieder aus dem Gefängnis herausführen soll. Und er wird es auch thun; darauf kannst du dich verlassen. Aber der böse Mann, der ihm sein Geld gestohlen und ihn in das Gefängnis gebracht hat, der wird schon seine Strafe von dem lieben Gott erhalten, nicht wahr?"

Der Kranke schien gar nicht zu hören, was das Kind zu ihm redete. Ein heftiger Kampf arbeitete in seiner Seele. Hanchen sah ihn mit Besorgnis und Mitleid an. Plötzlich ergriff er das Mädchen mit beiden Händen und sprach ängstlich: „Geh und hole deinen Großvater, deine Mutter und den Direktor! Hole sie alle, alle herbei! Aber schnell, ehe es zu spät ist, recht schnell! Ich will dir deinen Vater wiedergeben, du armes Kind!"

Hanchen eilte davon, um den Auftrag des armen Mannes voller Bestürzung und Freude zu erfüllen. Es dauerte nicht lange, so waren ihre Lieben allesamt mit dem Direktor in der düsteren Zelle des Gefangenen, in welche dieser sich unterdessen zurückgeschlichen hatte. Der Kranke saß aufrecht auf seinem Lager. Seine Augen glänzten, und auf seinen Wangen brannten zwei dunkle, rote Flecken. Er hatte die Hände gefaltet und winkte den Eintretenden, daß sie

näher an sein Bett herankommen möchten. Dann bat er, daß Hannchen eine Weile hinausgehen sollte, bis daß sie wieder gerufen würde. Als dies geschehen war, sprach er mit tiefer, aber fester Stimme:

„Was ich lange mit mir herumgetragen habe, will und muß ich endlich los werden. Es läßt mir seit vielen Wochen gar keine Ruhe mehr in meinem Gewissen, sondern peinigt meine Seele Tag und Nacht. Ich weiß, daß ich sterben muß. Aber ich kann nicht vor dem Richterstuhle des gerechten und heiligen Gottes erscheinen, ehe ich nicht diese Schuld gesühnt und wieder gut gemacht habe. Ich bitte den Herrn Direktor und alle Anwesenden, auf das zu hören, was ich sage. Der Rendant Hinkelmann ist unschuldig verurteilt. Ich habe damals den Einbruch in seinem Hause und den Diebstahl an der ihm anvertrauten Kasse begangen, ich ganz allein. Der eiserne Kasten, in welchem die Kasse sich befand, ist auf dem Hofe meines Vaterhauses unter dem Pflaumenbaume, welcher daselbst steht, vergraben. Das Geld muß sich heute noch vollzählig darin vorfinden, wenn nicht ein anderer es unterdessen gefunden und genommen hat. Ich habe es nicht angerührt, weil ich es aufsparen wollte, um es seiner Zeit zur Flucht nach Amerika zu benutzen. Da ich wenige Wochen darauf bei einem andern Diebstahle ergriffen und hierher gebracht wurde, bin ich an meinem Vorhaben verhindert worden. Anfänglich habe ich mich wenig darum gekümmert, was aus dem armen Manne geworden ist, den ich durch meine Bosheit in Schimpf und Schande gebracht habe. Aber ich kann sein Kind, sein liebes Kind, nicht länger des Vaters berauben. Und nun, Frau Rendantin, bitten Sie Ihren armen Mann, daß er mir das Herzeleid, welches ich ihm zugefügt habe, als ein Christ ver

geben wolle. Und verzeihen auch Sie mir allen den Gram und das Unglück, welches ich an Ihnen und Ihrem lieben Kinde verschuldet habe!"

Der Eindruck, welchen die Worte des kranken Verbrechers auf die Anwesenden machten, läßt sich gar nicht beschreiben. Der greise Schließer entblößte sein Haupt, und indem er sein Sammetkäpchen in den gefalteten Händen hielt, murmelte er stille, aber innige Dankgebete zu dem Gott aller Gnade, welcher auch hier wieder so wunderbar geholfen und das, was dunkel war, an das Licht gebracht hatte. Frau Bertha aber trat, mit Freudenthränen in den Augen, an das Lager heran, reichte dem Kranken die Hand und sprach: „Gott vergebe Ihnen, wie ich Ihnen von ganzem Herzen vergebe! Und ich weiß, auch mein armer Mann wird Ihnen um Christi willen gern verzeihen, was Sie ihm zu Leide gethan haben."

„Gott sei Dank!" sprach der Gefangene dankbar und leise. Dann erhob er sich noch einmal mit der Anstrengung der letzten Kraft, die ihm geblieben war. „Das Kind, das Kind!" so flüsterte er leise, „holet das Kind herein, daß ich sie noch einmal sehe!" Die Mutter rief schnell ihr kleines Töchterlein, und lieblich, wie ein Engel Gottes, stand das Mägdlein am Bett des Sterbenden. Er tastete nach ihren Händchen, um sie noch einmal zu drücken, und seine brechenden Augen richteten sich fest auf das Kind.

„Wie heißt der Spruch, der schöne Spruch, den du mir gestern gesagt hast?" so fragte er leise. „Hannchen, den Spruch von dem Manne, der die Sünder selig macht!"

„Das ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder

selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin", sagte das Kind langsam und in feierlichem Tone.

„Ja, unter welchen ich der vornehmste bin! So ist es wahrhaftig", flüsterte der Sterbende; „aber die Sünder selig zu machen, dazu ist er gekommen. Ich sterbe", so stöhnte er mit brechender Stimme, „Hannchen, ich sterbe. Wohin werde ich gehen? Sage es mir, dir will ich es gern glauben."

„In den Himmel, zum lieben Gott und zu dem Herrn Jesus!" sprach Hannchen feierlich und zuversichtlich.

„In den Himmel — zum lieben Gott — und zu dem Herrn Jesus!" so sprach der Sterbende langsam und mühsam nach. Dann sank er mit einem leisen Seufzer zurück, und über sein Angesicht ging ein verklärender Glanz, wie der Strahl eines hellen und himmlischen Lichtes. Er war tot.

Wenige Tage darauf war der Rendant Hinkelmann aus seinem Gefängnis entlassen. Die Aussage des sterbenden Sträflings hatte seinen Kerker geöffnet und ihm seine Ehre vor den Menschen wiedergegeben. Die geraubte Kasse war, wie der Gefangene es vorhergesagt, unter dem Pflaumenbaume ganz unversehrt gefunden worden. Mit Wonne und Jubel empfing Bertha den geliebten Mann, an dessen Unschuld sie fort und fort auch in schwerer Zeit geglaubt hatte. Er aber umfing sein treues Weib und sein liebliches Kind mit verdoppelter Liebe und mit dem redlichen Willen, ihnen von nun ab alles zu vergelten und zu lohnen, was sie um seinetwillen gelitten hatten. Bald darauf wurde Hinkelmann mit Ehren wieder in sein früheres Amt eingesetzt. Er war nun ein ganz anderer Mann geworden. Der Leichtsinn, womit er sonst sein treues Weib vernachlässigt und betrübt

hatte, war verschwunden. Mit unermüdlichem Eifer und in unerschütterlicher Treue widmete er sich jetzt den Pflichten seines Berufes. In seiner freien Zeit aber fand er sein ganzes und schönstes Glück im häuslichen Kreise bei seiner Gattin und seinem Kinde.

Noch giebt es viele Kinder, die ebenso wie Hannchen manchen stillen und seligen Engelsdienst verrichten können. Ich wünsche von Herzen, daß auch die Kinder alle, welche diese Geschichte lesen, dazu gehören mögen. Denn unser Herr Jesus Christus spricht: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet! Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.“ Das ist gewißlich wahr.

Aus der Jugendzeit Friedrichs des Großen.

In seinem Gefängnisse zu Küstrin saß ein junger Mann, der eben erst sein neunzehntes Jahr vollendet hatte. Das lange, braune Haar wallte in ziemlicher Unordnung um seine hohe Stirn. Das schöne, bleiche Gesicht zeigte die Spuren eines tiefen Kummers. Seine blauen Augen, die sonst hell nnd leuchtend glänzten, waren getrübt und mit Thränen gefüllt. Sie beweinten den Tod eines treuen und geliebten Freundes, der an diesem Tage um seinetwillen und unter dem Fenster seines Kerkers hingerichtet worden war. Auch das Leben des jungen Mannes schwebte noch in großer

Gefahr. Sein Vater, dessen eiserne Strenge er schon so manchmal erfahren, hatte schwere Drohungen gegen ihn ausgestoßen, die er zu erfüllen wohl im stande war. Darum schwankte die Seele des Gefangenen zwischen Furcht und Hoffnung. Der Jüngling war kein anderer als der Kronprinz von Preußen, jener Friedrich, dem die Weltgeschichte für alle Zeiten den Namen des Großen gegeben hat.

Seit jenem unbesonnenen Fluchtversuche, welchen sein Freund, der Leutenant von Katte, begünstigt und mit seinem Leben gebüßt hatte, saß der Prinz in strenger Kerkerhaft. Nur der wachthabende Offizier, und sonst niemand, wurde zu ihm gelassen. Der Kommandant der Festung haftete mit seinem Kopfe für die strenge Ausführung des königlichen Befehles. Der Gefangene war darum einsam und allein, seinen bangen und bekümmerten Gedanken preisgegeben. Jetzt sprang er plötzlich auf, als wenn er einen festen Entschluß gefaßt hätte. Die Furcht des Todes war aus seiner Seele gewichen, und der alte Mut der Hohenzollern in seine jugendliche Brust zurückgekehrt. Mit festen Schritten ging er auf und nieder in der engen und düsteren Zelle seines Kerkers. „Ich weiß", so sprach er zu sich selber, „daß der König mir verzeiht, wenn ich dem Throne entsage. Doch, das thue ich nun und nimmermehr. Lieber will ich heute sterben, als daß ich mich zu diesem feigen und schimpflichen Schritte entschließe!" Während der Gefangene also sprach, glänzte eine Thräne in seinen blauen Augen. Sie galt den begrabenen Hoffnungen seines großen und edlen Herzens.

Da öffneten sich die schweren Pforten des Gefängnisses. In Begleitung zweier Soldaten, von denen jeder ein bren-

nendes Licht in einem Leuchter trug, trat ein würdiger Greis im Priesterrocke zu dem Gefangenen, der bei diesem Anblick von einem bangen Schauer ergriffen wurde. Er erwartete nichts anderes, als sein Todesurteil aus dem Munde des Pfarrers zu hören. Die Soldaten entfernten sich, nachdem sie die Leuchter auf den plumpen Tisch im Kerker gestellt hatten. Der Geistliche aber näherte sich dem Gefangenen, den er ehrfurchtsvoll begrüßte.

„Sie kommen gewiß, ehrwürdiger Herr, um auch mich, wie meinen teuren Freund, zum Tode vorzubereiten", sagte der Kronprinz, welcher den ersten Schreck schnell überwunden hatte und nun mit Fassung seinem schweren Schicksal in das Auge blickte.

„Ich komme nicht als ein Bote des Schreckens, wie Eure Königliche Hoheit meinen", erwiderte der Garnisonprediger Müller, „sondern als Bote des Friedens und der Versöhnung."

„So hat der König mir verziehen?" fragte Friedrich mit zweifelnder Miene.

„Das Herz der Könige", antwortete der Geistliche, „ruhet in Gottes Hand. Mich sendet auch kein Lebender, sondern einer, der reuig und bußfertig die Welt verlassen hat und droben gewiß einen barmherzigeren Richter als hier unten auf Erden finden wird."

„Sie sprechen von meinem unvergeßlichen Freunde Katte", rief der Gefangene, „dessen letzten Augenblicke Sie gesehen haben. O, reden Sie, und verschweigen Sie mir nichts!"

Der Kronprinz hatte die Hand des Geistlichen ergriffen, die er in tiefer Bewegung drückte. Der Prediger aber sprach: „Ihr Freund starb reuig und bußfertig, wie ein

rechter Christ. Er hat Ihnen verziehen und Sie in seinem letzten Gebete dem Schutze und der Gnade Gottes empfohlen. Vor seinem Tode übergab er mir noch folgendes Schreiben mit dem Auftrage, es Eurer Königlichen Hoheit einzuhändigen."

„Er hat mir verziehen, und ich, ich war sein Mörder!" rief Friedrich, indem er voller Verzweiflung die Hände rang.

„Lesen Sie", bat der Prediger, dem eine Thräne in den Augen glänzte, „lesen Sie sein letztes Vermächtnis, das er mir anvertraut hat. Es wird Sie mit Trost und Ruhe erfüllen. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben!"

Der fromme Geistliche hatte seine Hände gefaltet. Er betete still und innig, während der Kronprinz das ihm übergebene Schreiben mit thränenden Augen las. „O mein geliebter Freund", so rief er, als er damit zu Ende gekommen war, „ich will alles thun, was du mir geboten hast; ich will deinem edlen Beispiele folgen und das trotzige Herz demütigen vor meinem Gott und vor meinem Vater, den ich so schwer beleidigt habe!"

„Gelobt sei Gott!" rief der Prediger, der diese Worte mit großer Bewegung vernommen hatte.

„Noch vor wenigen Augenblicken", fuhr Friedrich fort, „war meine Seele mit Groll und Trotz erfüllt. Aber ich will den bösen Feind in meinem Herzen überwinden und vertreiben. Ja, Herr Garnisonprediger, ich will mich ganz der Gnade meines königlichen Vaters unterwerfen, wie mein seliger Freund es mir geraten hat. Mag der König mein Leben, mag er alles nehmen; ich will es geduldig tragen."

„O wenn Seine Majestät doch hier zugegen wäre, wenn der König mit seinen eigenen Augen die aufrichtige Reue seines Sohnes schauen könnte", rief der Geistliche,

„ich bin fest überzeugt, daß er Ihnen verzeihen und Sie wieder in Huld und Liebe an sein Vaterherz drücken würde."

„Ich bin solcher Gnade gar nicht wert", sagte der Kronprinz in tiefer Bewegung. „Darum bitte ich Sie, ehrwürdiger Herr, daß Sie sich meiner erbarmen und annehmen. Ihr Wort allein kann mir den rechten Weg zeigen, welchen ich leider verloren habe. Wollen Sie mich wieder besuchen?"

„Ich werde so oft kommen", antwortete Müller, „als Eure königliche Hoheit meinen Besuch wünschen."

„Und schonen Sie mich nicht im Geringsten!" bat der Gefangene weiter. „Mein unglücklicher Freund hat mir den Rat gegeben, diejenigen, die mir die Wahrheit sagen und meinen bösen Neigungen sich widersetzen, für meine besten und treuesten Freunde zu halten, dagegen allen denen zu mißtrauen, die mir schmeicheln, weil solche nicht meinen, sondern ihren eigenen Nutzen im Auge haben. Ich will von nun an in allen Stücken seinem Rate folgen, und sein teures Vermächtnis soll auf diesem Wege mich unterstützen und leiten."

Der würdige Geistliche bestärkte den Kronprinzen in seinem Entschlusse und verließ ihn dann mit dem Versprechen, seinen Besuch bei ihm bald zu wiederholen. Als er in sein Haus zurückgekehrt war, setzte er sich sogleich nieder und schrieb an den König folgenden Brief: „Weil ich nun aus des Kronprinzen wehmütigem Bezeigen vor Gottes Angesicht Eurer Königlichen Majestät versichern kann, daß keine Verstellung bei dem Kronprinzen im geringsten zu spüren, so bitte ich aufs allerunterthänigste: Eure Königliche Majestät wollen nach dem Exempel Gottes barmherzig sein; denn ich sonst immer mehr befürchte, daß er in Furcht

und Erwartung derer Dinge, die über ihn noch kommen könnten, und wegen anhaltender und zunehmender großer Traurigkeit in eine schwere Gemütskrankheit, daraus keine Rettung sein dürfte, verfallen möchte. Gott, der große Erbarmer lenke hierzu aus Gnaden Eurer Königlichen Majestät väterliches und königliches Herz. Amen."

Dieser Brief, welcher ohne Vorwissen des Kronprinzen nach Berlin abging, hat auf das fernere Schicksal desselben einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. Denn der gottesfürchtige König ehrte den frommen Prediger, auf dessen Wort er mehr gab als auf die Bitten der vornehmsten Fürsten und Generäle, die sich bisher vergebens bemüht hatten, den strengen Entschluß des tief gekränkten und schwer beleidigten Vaters zu beugen. Der Kronprinz fühlte sich nach seiner Unterredung mit dem Geistlichen wunderbar gestärkt. Friede und Ruhe waren eingekehrt in seine Seele. Er erwartete mit frommer Geduld und Demut, was der Ratschluß Gottes und der Wille seines königlichen Vaters ihm auferlegen würde. Die nächste Nacht brachte ihm, was ihm bisher lange gefehlt hatte, einen ruhigen und erquickenden Schlaf, und er sah sich im Traume an dem Herzen des versöhnten Vaters, in den Armen seiner zärtlichen Mutter und in dem Kreise seiner geliebten Geschwister.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Erste, wohnte damals für einige Zeit in dem Schlosse zu Königs-Wusterhausen. Das alte Bauwerk war von einem Erdwall und mit Gräben umgeben. In dem Hofe erhob sich ein Brunnen, den man mit vieler Mühe zu einer Wasserkunst umgeschaffen hatte. Ein eisernes Geländer umschloß ihn von allen Seiten, und einige Stufen führten zu ihm empor.

In seiner Nähe stand ein Zelt, welches von einer mächtigen Linde überragt und beschattet war. Dies war der Lieblingsaufenthalt des Königs, eben so einfach und wunderlich wie der alte Herr selber. Unter dem Baume stand eine steinerne Bank, auf welcher sich der König niedergelassen hatte. Um ihn war sein getreues Tabackskollegium versammelt, welches auch an diesem Orte nicht fehlen durfte. Zu seiner Linken saß der Feldmarschall von Grumbkow, damals ein sehr einflußreicher Mann am preußischen Hofe, ein stattlicher Herr mit feinen Zügen und geschmeidigem Benehmen. Zur Rechten des Königs befand sich der alte Fürst Leopold von Dessau, der mit seinem langen, grauen Schnurrbarte und dem eisernen Gesichte einen ziemlich grimmigen Eindruck machte. Noch mancher andere wackere Mann saß an dieser wunderlichen Tafelrunde. Wir nennen nur noch den alten, frommen Feldmarschall von Natzmer und den getreuen Generalmajor von Buddenbrock, der durch sein freimütiges und offenes Wesen ein ganz besonderer Liebling des Königs geworden war. Als Friedrich Wilhelm der Erste über seinen Sohn das Todesurteil aussprechen lassen wollte, da war es Buddenbrock, welcher seine Brust entblößte und rief: „Wenn Eure Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes aber bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.“ Und der König, der ein offenes und ehrliches Wort vertrug und liebte, nahm dem treuen Manne diese Rede durchaus nicht übel, sondern ehrte ihn um derselben willen noch viel mehr.

Hinter dem Stuhle des Königs stand der Kammerdiener Eversmann, einen sehr langen Fidibus in der Hand, mit welchem er seinem Herrn die lange Thonpfeife immer

wieder anzündete, so oft ihm dieselbe während des Sprechens ausging. Auf dem runden Tische standen eben so viele steinerne Krüge, als Herren in der Gesellschaft vorhanden waren, und sie waren alle mit Bier gefüllt. Friedrich Wilhelm der Erste war ein sparsamer Hauswirt, welchem aller unnötige Aufwand in den Tod verhaßt war. Er verschmähte und verachtete die Üppigkeit, die an den Höfen seiner Zeit herrschte, und die Verschwendung des Königs August von Sachsen war ein Greuel in seinen Augen.

Der König schien heute sehr heiterer Laune zu sein. Seit langer Zeit hatte seine Umgebung ihn nicht so fröhlich gesehen. Darum wagte der treue Buddenbrock im Laufe des Gespräches die Bitte, daß Seine Majestät dem Kronprinzen, der noch immer in Küstrin verweilte, verzeihen und ihn recht bald nach Berlin zurückrufen möchte. Die übrigen Generäle schlossen sich diesem Verlangen einmütig an, und selbst Grumbkow stimmte mit ein, da er es mit dem voraussichtlichen Thronfolger doch nicht ganz verderben wollte. „Alle Berichte", sprach der geschmeidige Mann, „lauten übereinstimmend günstig über das Verhalten Seiner Königlichen Hoheit. Der Präsident von Münchow und der Geheime Rat von Wolden sind seines Lobes voll. Kammerdirektor Hille findet gar keinen Ausdruck mehr, um den Kronprinzen gebührend zu preisen, dessen Leistungen ihm wahrhaft wunderbar erscheinen."

„Weiß das selber, Grumbkow", unterbrach der König den schlauen Redner. „Das ist aber immer noch nicht hinreichend für das Herzeleid, so der Prinz meinem Vaterherzen und meiner königlichen Würde zugefügt hat. Denkt Ihr denn, daß ich ein Türke oder Heide bin und nicht von ganzer Seele mich nach Fritzens Anblick sehne, mehr als ihr alle

hier? Aber das nutzt alles nichts. Bin auch in die lateinische Schule gegangen und kenne das Sprichwort: Fiat justitia, pereat mundus, was zu Deutsch heißt: Gerechtigkeit muß sein, wenn auch das Vaterherz darüber bricht."

Während der König also sprach, rauchte er immer heftiger, so daß er in einer wahren Tabakswolke saß. Der alte Leopold von Dessau wollte dem Kronprinzen eigentlich nicht recht wohl, war ihm aber auch nicht feindlich gesinnt trotz manchen leichtsinnigen Scherzes, welchen der übermütige Jüngling ihm gespielt hatte. Er sprach darum: „Eure Majestät mögen schon recht haben. Denn der Kronprinz ist, bei Licht betrachtet, ein ganz gewöhnlicher Ausreißer. Wenn aber einer von meinen Leuten ausreißt, so wird er beim ersten Male tüchtig durchgesuchtelt, beim zweiten Male vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, so daß er es zum dritten Male gewiß nicht thut. Wer aber die Fuchtel bekommen hat, ist bei mir immer nachher wieder zu Gnaden angenommen. Wenn der Buckel heil ist, hab' ich alles vergessen und trage dem Kerl auch nichts mehr im Herzen nach. Solche Ausreißer pflegen hinterher meine besten Soldaten zu werden, weshalb ich Eurer Majestät empfehlen möchte, ebenso wie ich zu verfahren."

Der König lachte über den etwas wunderlichen Rat. Aber sein Vaterherz war dadurch doch gerührt, und er drückte dem alten Haudegen freundlich die Hand dafür. In diesem Augenblicke traten aus dem Gebüsche zwei Damen, eine ältere und eine jüngere. Ihnen folgte ein hochgewachsener, schöner Mann. Als der König die Frauen erblickte, brach er sogleich das Gespräch ab. Auf seinen Wink brachte Eversmann der Königin — denn diese war es — einen Stuhl herbei, während die Prinzessin mit ihrem Bräutigam, dem

Erbprinzen von Baireuth, stehen bleiben mußte. „Lassen sich die Herren nicht stören", sagte die Königin, „ich bin schon an den Tabacksrauch gewöhnt. Auch in Ihren Gesprächen bitte ich fortzufahren."

„Ja, wovon sprachen wir denn?" fragte verlegen der König, welcher das Mutterherz nicht gern betrüben wollte.

„Von Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen", platzte der Kammerdiener vorlaut heraus.

„Eversmann, Er ist — ein Esel", sagte der König, wobei er mit seiner Thonpfeife so heftig auf den Tisch stieß, daß diese davon in Stücke brach.

Die Prinzessin Wilhelmine griff sogleich nach einer andern Pfeife, von denen stets eine genügende Anzahl vorhanden war, stopfte dieselbe mit ihren eigenen Händen und überreichte sie dann mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und mit anmutigem Lächeln dem Vater. Dieser klopfte der blühenden Tochter auf die roten Wangen und sagte wohlgefällig: „Die Wilhelmine ist doch ein Prachtmädel. Herr Erbprinz von Baireuth, das sage ich Euch, daß Ihr mir das Kind glücklich macht; sonst bekommt Ihr es mit mir zu thun. Komm, Wilhelmine, gieb mir einen Kuß, und bitte dir eine vernünftige Gnade aus!" Die muntere Prinzessin that, wie ihr geheißen war, und umschlang den Vater, der unter der rauhesten Hülle das weichste und zärtlichste Herz verbarg. Auch jetzt traten ihm die Thränen in die blauen Augen.

„Na, sprich, was willst du, Mädel?" fragte er scherzend, um seine Rührung zu verbergen.

„Fritzens Rückkehr!" bat die Prinzessin mit weicher und bewegter Stimme.

„Laß mich zufrieden!" rief der König, indem er die Tochter, die ihn fest umklammert hielt, sanft bei seite schob.

„Solchen Wunsch kann ich nicht gewähren, dieweil die gänzliche Begnadigung des Prinzen nicht von mir allein abhängt. Er hat sich durch sein leichtfertiges Wesen nicht nur gegen mich, sondern auch gegen unsern Herrn und Heiland schwer vergangen. Wenn Fritzens Reue aufrichtig ist, wenn mit der Buße sich auch der Glaube verbindet, dann wird ihm Gott durch mich verzeihen."

Während der König also sprach, wurde draußen das Rollen eines Wagens gehört. Ein Fremder in geistlicher Tracht stieg aus dem Fuhrwerk und betrat den Schloßhof. Der Kammerdiener, welchen der König ihm entgegengeschickt, führte den uns bereits bekannten Garnisonprediger Müller in die Versammlung. Sobald der König den Mann erkannte, gab er dem Tabacks-Kollegium sowie seiner Familie einen Wink, worauf sich alle schnell und schweigend zurückzogen.

„Nun, Ehrwürden?" fragte Friedrich Wilhem der Erste, als er mit dem Geistlichen allein geblieben war. „Was macht der Fritze? Ist Euer Werk gelungen? Denn Ihr wolltet ja, wie Ihr mir versprochen habt, Küstrin nicht eher verlassen."

„Gelobt sei Gott! Er ist gerettet", erwiderte der Prediger; „ein Strahl der göttlichen Gnade hat sein gutes Herz erleuchtet."

„Sein böses, wollt Ihr sagen", rief der König dazwischen. „Doch wo sind die Beweise seiner aufrichtigen und dauernden Besserung? Der Fritze hat einen feinen und anstelligen Kopf; er kann uns alle täuschen."

Der Prediger zog statt der Antwort ein Gebetbuch hervor, welches er dem Konprinzen auf seinen ausdrücklichen Wunsch geliehen und von demselben wieder zurückerhalten

hatte. Auf dem ersten Blatte war ein Mann von der eigenen Hand des Gefangenen gezeichnet. Das Bild trug unverkennbar die Züge des Kronprinzen. Über seinem Haupte hingen kreuzweise zwei Schwerter, und darunter stand die dem Könige wohlbekannte Schrift seines Sohnes. Sie enthielt die Worte des frommen Assaph (Ps. 73, 25): „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Friedrich Wilhelm blickte das seltsame Bild und die dazu gehörige Unterschrift eine ganze Zeit in tiefen Gedanken an. Dann aber füllte sich sein Auge mit Thränen, und er rief mit vor Freude bebender Stimme: „Herr, dir sei Preis und Dank! Er ist gerettet, er ist mir zum zweiten Male geboren!“

Wenige Wochen darauf wurde in dem königlichen Schlosse zu Berliu ein großes und fröhliches Fest gefeiert. Es war die Hochzeit der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth. Wenn es darauf ankam, so ließ der König auch alle Pracht und Herrlichkeit entfalten, wie sie für ein solches Fest und einen fürstlichen Hof sich geziemte. Die Braut trug ein Kleid von reichem Silberstoffe mit einem goldenen Netze. Die Schleppe desselben war zwölf Ellen lang und wurde von vier Hofdamen getragen. In dem Festsaale prangte das königliche Silbergerät von beinahe unschätzbarem Werte. Die Kronleuchter strahlten in hellem, funkelndem Glanze. In diesem Saale fand die Trauung statt. Das Brautpaar stand unter einem Thronhimmel von rotem Sammet mit schweren, goldenen Quasten. Als die Ringe gewechselt worden waren, umarmte der König seine Tochter und küßte sie. „Gott segne dich, Wilhelmine!“ sagte der bewegte Vater; „sei brav und

treu wie deine Mutter!" Weinend stürzte die Prinzessin an seine Brust, und auch das Auge des Königs füllte sich mit Thränen.

„O, wenn doch Fritz hier wäre!" seufzte die Königin, die an diesem glücklichen Tage die Abwesenheit des geliebten Sohnes um so schmerzlicher fühlte. Ein strenger Blick ihres Gemahls brachte sie sofort zum Schweigen. Denn wenn sie auch eine Königin war, so war sie dennoch ihrem Manne unterthan und darin ein leuchtendes Beispiel für alle Frauen ihres Landes. Wer aber genauer zugesehen hätte, der hätte wohl bemerken können, daß der Blick des Königs gar nicht so streng war, als es schien, und daß ein stilles Lächeln um seine Lippen spielte.

Eine ganze Woche dauerte die Nachfeier der Hochzeit. Am vierten Tage stieg ein junger Mann nachdenklich die Treppe zu den königlichen Gemächern hinauf. Er schien nicht zu den eingeladenen Gästen zu gehören; denn er trug weder die Uniform noch das gestickte Hofkleid. Er war in einen einfachen, grauen Rock gekleidet, welcher mit goldenen Borten eingefaßt war. Aber sein edler Anstand und sein vornehmer Blick sprachen dafür, daß er wohl zu der königlichen Gesellschaft gehören müsse. Die Schildwachen ließen ihn ungehindert vorbei, und auch die diensthuenden Kammerherren hielten ihn nicht auf. Er stand am Eingange des Saales einen Augenblick still, um die gewaltige Bewegung, die ihn ergriffen hatte, wenigstens in etwas zu bemeistern. Seine Wangen glühten, sein Herz pochte, und alle seine Glieder bebten. Jetzt öffnete er die Thür und mischte sich unbemerkt in die Reihen der Gäste. Niemand erkannte ihn, denn er hatte sich bedeutend verändert; der leichtfertige Jüngling war ein ernster Mann geworden.

Auch der König hatte seinen Eintritt nicht bemerkt. Er war manchmal unruhig auf und nieder gegangen, als wenn er noch jemand erwartete. Da erblickte die Königin den Fremden, der in ihrer Nähe stand und mit thränenfeuchtem Auge sie betrachtete. „Mein Sohn! mein Sohn!“ rief sie laut, und der Kronprinz sank der geliebten und treuen Mutter an das Herz.

„Der Fritze, wie er leibt und lebt!“ sagte der König zwischen Lachen und Weinen und umarmte nun auch seinerseits den Wiedergefundenen, der dankbar und ehrfurchtsvoll zu den Füßen des versöhnten Vaters niedersank.

Am andern Ende des Saales war die Prinzessin Wilhelmine mit ihrem jungen Gemahl. Der kluge Grumbkow hatte mit seinen scharfen Augen den Kronprinzen sogleich erkannt. „Ihre Königliche Hoheit“, sagte er zu der Neuvermählten, „sind dergestalt beschäftigt, daß Hochdieselben gar nicht sehen, was um Sie vorgeht.“

„Was giebt's?“ fragte kurz die Prinzessin, die noch keine Ahnung von dem glücklichen Ereignis hatte.

„Ihr Bruder“, antwortete Grumbkow ebenso kurz, indem er auf den Kronprinzen deutete.

Die Prinzessin blickte hin und sank vor Freuden ohnmächtig in die Arme des Ministers, der sie mit Hülfe ihres fürstlichen Gemahls wieder in das Leben und zur Besinnung zurückrief. Nun stürzte sie dem geliebten Bruder entgegen und schloß ihn fest in ihre Schwesterarme. Dabei weinte und lachte sie durcheinander und redete Worte voller Verwirrung.

„Nun, Wilhelmine, habe ich es gut gemacht?“ fragte der König.

Die Tochter umschlang seine Kniee, die Königin ergriff

und drückte seine Hand, und der Kronprinz lag an der Brust des strengen, aber besten Vaters von der Welt. Die Gäste hatten nach und nach um das ebenso rührende als erhebende Schauspiel einen Kreis geschlossen, und kein einziges Auge war thränenleer geblieben.

„Sieht Er, Fritze", sagte Friedrich Wilhelm der Erste, nachdem er sich von seiner tiefen Rührung erholt hatte, „wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Dieweil du nun durch die Schule der Leiden eingegangen bist zu der wahren Erkenntnis, so erhoffe ich von dir, daß du dereinst regieren wirst als ein weiser und gerechter Fürst zum Besten deiner Unterthanen, zum Heile des Vaterlandes und zu deinem eigenen Ruhm. Amen."

„Amen!" wiederholten die Umstehenden, und der Kronprinz rief es erschüttert im tiefsten Herzen.

Und auch unser Herrgott im Himmel hat dazu sein Ja und Amen gesprochen. Das bezeugt die ganze Regierung Friedrichs des Großen von Preußen. Denn es stehet geschrieben (Klagel. 3, 27) und bleibt dabei: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, das er das Joch in seiner Jugend trage."

Der Wohlthäter.

In einem prachtvollen Hause der großen amerikanischen Handelsstadt New York stand ein Mann sinnend am Fenster. Das Zimmer, in welchem er sich befand, war kostbar und reich geschmückt. Die dunkel-glänzenden Tapeten, die kunstreichen und zierlichen Möbel, die feinen Teppiche und alles,

was man sonst noch sah, zeugten von dem Reichtum ihres Besitzers. Aber der Mann hatte für allen diesen Glanz und Schmuck in dieser Stunde kein Auge, sondern blickte sinnend und schwermütig hinaus in den herbstlichen Nebel, der dichter und immer dichter auf die Häuser und Straßen sich legte. Der Kaufmann Rudolf Döring war, was man sagt, ein reicher Mann. Das stattliche Haus mit allem, was es enthielt, war sein Eigentum. Zwei Meilen von New York entfernt besaß er ein schönes Gut mit einem prächtigen und zugleich lieblichen Landhause. Er hatte Gold und Silber die Fülle und konnte sich alles verschaffen und kaufen, was nur seine Augen sahen und sein Herz begehrte. Bei alledem war er dennoch ein armer Mann. Vor zwei Jahren hatte er sein treues Weib, mit welcher er in glücklicher und friedlicher Ehe gelebt hatte, durch den Tod verloren. Und heute hatte er sein einziges Kind, eine blühende Jungfrau von achtzehn Jahren, zu Grabe geleiten müssen. Nun war er einsam, ganz einsam zurückgeblieben in seinem großen und prächtigen Hause. Er hatte niemand, der ihm Liebe und Treue erwies, niemand, an dessen Herz er in guten und bösen Tagen vertrauensvoll sich legen und lehnen konnte. Und darum stand er düster sinnend am Fenster und blickte hinaus in die Dämmerung, die ihren dunklen Schleier über die Stadt und ihre Straßen breitete.

Rudolf Döring gedachte in diesem Augenblicke aller der Wege, auf denen ihn Gott der Herr bis zu diesem Tage geführt hatte. Vor seinem geistigen Auge erschien das Bild des trauten Pfarrhauses im fernen Sachsenlande, da er geboren und erzogen worden war. Die Gestalten des ehrwürdigen Vaters und der frommen Mutter, die lange schon im Grabe ruhten, wurden in seiner Erinnerung wieder

lebendig. Zwei liebe Schwester hatten dort im Pfarrhause und im Pfarrgarten fröhlich mit ihm gespielt. Dann war er nach Leipzig gekommen und als Lehrling in ein Handlungshaus eingetreten. Von Leipzig war er nach Hamburg gegangen, wo er mehrere Jahre geblieben war. Dann hatte es ihn in die Ferne getrieben, um jenseit des Meeres, wie er hoffte, Reichtümer zu gewinnen. Vor zweiunddreißig Jahren war er als frischer und fröhlicher Jüngling mit der Bewilligung seines Vaters nach Amerika gekommen. Hier war es ihm anfänglich trübselig und kümmerlich genug ergangen. Aber endlich hatte er in der Fremde festen Fuß gefaßt, und Gott hatte ihn nach und nach mit einer reichen Fülle von irdischen Gütern überschüttet. Jedoch, was half ihm nun sein ganzer Reichtum? Weib und Kind lagen im stillen Grabe. Für wen hatte er denn eigentlich geschafft, gesorgt, gespart und erworben? Niemand konnte sich seiner Güter mit ihm freuen, niemand ihm dafür mit herzlicher Liebe und Treue vergelten und lohnen.

Wirklich niemand? so fragte sich der einsame Mann. Und jetzt gedachte er mit Sehnsucht der beiden Schwestern im fernen Vaterlande. Sie waren beide schon seit vielen Jahren verheiratet. Jede von ihnen war eine Pfarrersfrau in der Heimat geworden. Aber seit mehr denn zwanzig Jahren hatte der Bruder nicht eine einzige Zeile mit ihnen gewechselt. Sein Geschäft hatte ihn allmählich so sehr in Anspruch genommen, daß er kaum seinem Weibe und seinem Kinde einige Stunden hatte widmen können. Er hatte wenig Zeit, vielleicht auch keine Lust gehabt, an die Schwestern zu schreiben, die er seit zweiunddreißig Jahren nicht gesehen hatte, und ihre Männer und Kinder waren ihm selbstverständlich ganz und gar unbekannt geblieben.

Nun erwachte die Sehnsucht nach der Heimat und den beiden Schwestern in seiner Seele. Was halfen ihm alle seine Schätze, wenn er ihren Besitz nicht mit treuen Herzen teilen konnte? Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn nach dem Vaterlande und dem stillen Dörflein zurück, in welchem er die glücklichen Jahre seiner Kindheit verlebt hatte. Und was er an jenem Abend beschlossen hatte, das führte er treulich und redlich aus. Rudolf Döring gab sein ganzes Geschäft auf, verkaufte alle seine reichen Besitztümer, legte das dafür empfangene Geld in die englische Bank und trat im Frühling des nächstfolgenden Jahres die Reise nach Europa an, um von nun an, wie er sich vorgenommen hatte, im Schoße der Heimat zu leben und endlich auch zu sterben. Aber nicht als reicher Mann wollte er bei seinen Schwestern und ihren Familien erscheinen. Er fürchtete, daß der Überfluß, wenn er in ihr stilles Pfarrhaus strömte, ihre Herzen bethören und ihr trauliches und gemütliches Glück stören könnte. Er fürchtete, daß der Besuch des reichen Bruders aus Amerika nicht bloß sie selbst, sondern vielleicht noch mehr ihre Männer und ihre Kinder aus der glücklichen Gewohnheit ihres so einfachen und stillen Lebens herausreißen und sie zu thörichten Erwartungen und Hoffnungen verführen könnte. Darum beschloß er, unerkannt ihnen zu nahen, unerkannt mit ihnen zu verkehren und ihnen nur ganz in der Stille, wenn sie es bedurften und verdienten, seine Gaben und Geschenke zufließen zu lassen.

Wir erzählen nichts von der Reise über das Weltmeer. Rudolf kam glücklich und wohlbehalten in dem heimatlichen Dörflein an. Sein Herz klopfte vor Wehmut und Freude, als er die Fluren seiner Kindheit wieder sah, und seine Augen füllten sich mit Thränen, als er den wohlbekannten

Kirchturm wieder erblickte. In dem Wirtshause stellte er sich fremd und erkundigte sich, ob er nicht ein paar freundliche Zimmer irgendwo im Dorfe bekommen könnte, weil ihm die Gegend gefiele und er gern einige Zeit hier leben möchte. Der Wirt verschaffte ihm eine Wohnung, wie er sich dieselbe unter den einfachen ländlichen Verhältnissen nicht hübscher wünschen konnte. Er ahnte nicht, daß er mit dem fremden Manne, der bei ihm eingekehrt war, vor vierzig und mehr Jahren auf einer und derselben Schulbank gesessen hatte. Rudolf aber verstand es, den gesprächigen Gastwirt über alles das auszufragen und auszuhorchen, was er zu hören wünschte.

„Ja, unser Pfarrer Mehnert ist ein Ehrenmann", so sprach der Wirt bei dieser Gelegenheit, „und ein rechter Seelsorger; aber einen Mann, wie unser seliger Pastor Döring war, bekommen wir doch nicht wieder. Wir haben seit ihm schon zwei hier gehabt, und es war ja an ihnen nichts weiter auszusetzen, aber den alten Herrn können wir doch ganz und gar nicht vergessen. Es ist schade, daß auch seine Kinder nicht bei uns geblieben sind. Sein Sohn ist nach Amerika gezogen und hat schon seit vielen Jahren nichts mehr von sich hören lassen. Die beiden Schwestern sind Pfarrfrauen geworden und leben wenigstens hier in der Nachbarschaft. Sie kommen manchmal zu unserm Herrn Pastor auf Besuch, und da findet sich wohl die Gelegenheit, sie einmal wieder zu sehen und zu sprechen. Nun, es könnte ihnen auch besser gehen. Kinder haben sie genug, das ganze Haus voll, wie die Orgelpfeifen. Aber, wissen sie, es fehlt da manchmal am Besten. Die Söhne sollten und wollten gern studieren, aber das wird auch schwer werden. Nun,

unser Herrgott lebt noch, und der wird es schon machen, wie es ihm recht ist."

Auf diese Weise und unter ähnlichen Gesprächen erfuhr Rudolf, wie es in den Häusern seiner Schwestern stand. Er wohnte in dem Wirtshause so lange, bis die von ihm gemieteten Zimmer ganz fertig und eingerichtet waren. Die Möbel, die er brauchte, ließ er sich in dem Dorfe selbst oder in dem benachbarten kleinen Städtchen anfertigen. Er zahlte, was man dafür forderte, ohne viel zu handeln, und die Leute hielten ihn um deswillen für einen Mann in guten Verhältnissen, ahnten aber nicht von ferne, wer er eigentlich war, und wie großen Reichtum er besaß. Nach mehreren Wochen kamen einige große Kisten für ihn an, die mit Büchern, Wäsche, Kleidern und dergleichen angefüllt waren. So war er nach und nach in seiner Heimat wohnlich eingerichtet, und es war ihm eine herzliche Freude, durch die Gassen des Dorfes zu gehen, durch Feld und Wald zu wandern oder den stillen Kirchhof mit den Gräbern seiner Eltern zu besuchen. Das letztere that er aber nur, wenn ihn niemand sah, damit er sich nicht dadurch verriet. Eine bejahrte Tochter des Schullehrers, der noch unter seinem Vater das Amt verwaltet hatte und jetzt auch schon längst verstorben war, stand dem kleinen Hauswesen des Fremden vor. Es war der armen Katharine bisher manchmal sehr kümmerlich und dürftig ergangen. Dabei aber war sie in ihrem Alter immer noch gesund und rüstig und hatte sich ein frisches und fröhliches Herz bewahrt. Das fiel ihr nicht von ferne ein, daß ihr gegenwärtiger Brotherr Pfarrers Rudolf war, mit dem sie als Kind so oft gespielt hatte. Aber im Stillen pries sie ihr Glück, daß sie in den Dienst des fremden Mannes getreten war. Er zahlte ihr einen sehr anständigen Lohn und behan-

delte sie mit großer Freundlichkeit und Güte. Für alle Nahrung und Notdurft des Lebens war gut und reichlich gesorgt, wenn auch aller unnötige Überfluß ferne blieb. Und außerdem hatte ihr Rudolf von vornherein die Erlaubnis erteilt, soviel zu kochen, daß davon an einige arme Familien des Dorfes verteilt werden konnte. Und das war der alten Katharine eine rechte Herzenslust, daß sie nun, nachdem sie selbst manchmal gedarbt, den Armen täglich und reichlich so schöne Mahlzeiten spenden konnte.

Schon in den ersten Tagen seiner Ankunft besuchte Rudolf den Pfarrer seines heimatlichen Dörfchens. Es war ihm recht schwer geworden, sich bei dieser Gelegenheit nicht zu verraten. Fast überall in Haus und Garten waren die ihm wohlbekannten Räume ziemlich unverändert geblieben. Und es war ihm manchmal so gewesen, als ob der Vater oder die Mutter ihm hier plötzlich entgegentreten müßten. Aber er hatte sich nichts von seiner tiefen Bewegung und Rührung merken lassen. Je öfter er seitdem in das Pfarrhaus gekommen war, desto leichter und besser war es gegangen. Pastor Mehnert und seine Frau hatten den gebildeten und ernsten Mann bald herzlich lieb gewonnen. Ihre Kinder freuten sich immer, wenn Herr Arnold, wie er sich nannte, sie besuchte, weil er fast stets ein kleines Geschenk für sie in der Tasche hatte und prächtig mit ihnen zu spielen wußte. So war es denn bald dahin gekommen, daß Rudolf Döring bei dem Pfarrer Mehnert fast wie zu Hause und herzlich willkommen war. Bei einem seiner Besuche hatte er gegen seinen Freund den Wunsch ausgesprochen, daß er auch die Pfarrhäuser der Nachbarschaft gern kennen lernen möchte. Der Pastor war sofort dazu bereit, und beide statteten nun, wenn es dem ersteren seine

Zeit erlaubte, einen Besuch nach dem andern in der Umgegend ab. Zuerst hielten sie sich an die nächste Nachbarschaft, und dann ging es weiter hinaus. Rudolf wäre freilich am liebsten zuerst zu seinen Schwestern gegangen; aber das wäre sicherl ch aufgefallen, weil diese gerade am weitesten wohnten. Endlich aber kam auch die Reihe an sie, und der Bruder konnte die Nacht vorher kaum schlafen. Er war tief bewegt, als er seine älteste Schwester Johanna nach beinahe vierzig Jahren wiedersah. Auch diese konnte den Fremden nicht genug ansehen. „Ich weiß nicht", sagte sie, „wie mir zu Mute ist. Ich sehe Sie heute zum ersten Male, und doch ist mir Ihr Gesicht so bekannt, als ob ich es schon seit vielen Jahren gesehen hätte. Sie erinnern mich so sehr an meinen seligen Vater, mit dem Sie eine große Ähnlichkeit haben müssen. Ich bin nur neugierig, ob meine Schwester dies auch finden wird."

Diese Worte bewegten und rührten den Bruder aufs innigste. Er mußte alle seine Kraft aufbieten, daß er sich der Schwester nicht wider seinen Willen verriet. Glücklicher Weise wiedersah sein Schwager der Behauptung seiner Gattin. „Ich finde gar nicht, liebe Frau", sagte der Pfarrer, „daß dieser Herr unserm seligen Papa so auffallend ähnlich wäre." Der kleine Streit, welcher sich bei dieser Gelegenheit erhob, kam Rudolf sehr erwünscht, da er ihn ganz unmerklich über seine Verlegenheit hinwegbrachte. Es war überhaupt ein fröhlicher und gemütlicher Nachmittag, den er in diesem Hause verlebte. Bei dem Abschied bat ihn seine Schwester dringend, daß er den Besuch recht oft wiederholen möchte. Er drückte ihr herzlich die Hand und konnte seine Thränen kaum zurückhalten. Es war ihm eine

Freude, daß ihm Mehnert auf dem Heimwege sehr viel zum Lobe dieser Familie erzählte. „Ja, die Pfarrerin hat mir ausnehmend gefallen", erwiderte Rudolf; „nun möchte ich aber auch gern ihre Schwester kennen lernen."

„Dazu kann Rat werden", entgegnete der Pfarrer. „Morgen bin ich verhindert, aber übermorgen stehe ich Ihnen für diesen Besuch von Herzen gern zu Diensten, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen dort ebenso gefallen wird."

An dem bezeichneten Tage wurde der beschlossene Besuch nun auch wirklich ausgeführt. Als Rudolf in das Haus trat und seine zweite Schwester, Maria, erblickte, glaubte er seine leibliche Mutter zu sehen, so groß war die Ähnlichkeit. Es war natürlich, daß ihm dabei ganz warm um das Herz wurde. Auch die Pfarrersleute waren mit ihrem Besuche sehr zufrieden. Maria sah ihren Bruder, so oft sie konnte, verstohlen an, wußte aber nicht, was sie dazu trieb. Man war bald bekannt mit ihm, und Rudolf erzählte viel von seinen Reisen und aus Amerika. Bei seinem Weggange mußte er auch hier die baldige Wiederholung seines Besuches zusagen, und die Pfarrersleute versprachen gleichfalls, ihn und seinen Freund Mehnert öfters zu besuchen.

Nun kam die liebe Weihnachtszeit. Pastor Mehnert erhielt einen Brief mit dem Poststempel „Amsterdam". In dem Briefe lag ein Wechsel über 500 Gulden, und dabei war geschrieben, daß dieses Geld von einem guten Freunde des Pfarrers komme, und daß er jedes Jahr zu derselben Zeit die gleichen Summe erhalten sollte. Der Pfarrer las den Brief einmal, zweimal, drehte ihn dann wieder um und betrachtete die Aufschrift, ob auch sein Name und der des Dorfes wirklich stimme. Es war alles in bester

Ordnung. In seiner Aufregung lief er zu Rudolf und zeigte ihm den erhaltenen Brief nebst seinem Inhalt. „Nun", sagte dieser, als er gelesen hatte, „was ist hier Besonderes dabei? Brief und Wechsel sind vollkommen in Ordnung. Sie haben wahrscheinlich irgend einen Universitätsfreund gehabt, dem Sie einmal einen rechten Dienst oder Gefallen erwiesen haben, und der Ihnen nun, nachdem er reich geworden ist, seine Dankbarkeit bezeigen will. Ich freue mich herzlich in Ihre Seele hinein und wünsche Ihnen Glück zu der angenehmen Weihnachtsgabe."

Nicht lange nach den Weihnachtstagen kamen die beiden Pfarrfrauen, Johanna und Maria, mit ihren Männern und Kindern zum Besuch. Auch ihre Angesichter leuchteten vor Glück und Freude. Als man nun so gemütlich neben einander saß, begann der Mann der ältesten Schwester mit den Worten: „Es geschehen auch heute noch Zeichen und Wunder."

„Ja, wahrhaftig!" entgegneten Pastor Mehnert und seine Frau wie aus einem Munde.

„Wie?" rief der erstere verwundert, „haben Sie denn auch dasselbe wie wir erlebt?"

„Das will ich meinen", antwortete Mehnert. „Es sind jetzt acht Tage vergangen, und uns schwindelt noch immer, wenn wir daran denken."

Und nun erzählte er, was ihm geschehen war. Die beiden andern Pfarrer, Rudolfs Schwäger, schüttelten voller Verwunderung ihre Köpfe. Jeder von ihnen hatte einen Wechsel von tausend Gulden erhalten und sollte alle Jahre eben so viel bekommen. Der Brief des einen Schwagers war aus London, und der des andern aus Liverpool.

„Amsterdam, London und Liverpool!“ rief der Mann der ältesten Schwester. „Diese drei Städte liegen weit von einander, und dennoch haben wir unsere Briefe beinahe zur gleichen Zeit erhalten. Wir können doch nimmermehr annehmen, daß jeder von uns einen besonderen Freund in jeden von diesen Städten habe. Die Gelder müssen aus einer und derselben Quelle kommen, und zwar aus einer reichen.“

Man zerbrach sich den Kopf, wer wohl der reiche und freigebige Wohlthäter sein möchte. Johanna und Maria hatten ihren Verdacht auf Rudolf geworfen, sie wußten selbst nicht recht, warum. Aber Pastor Mehnert widersprach ihren Vermutungen mit aller Entschiedenheit. Er behauptete, daß Rudolf, der ein sehr einfaches und eingeschränktes Leben führte, gewiß nicht über so bedeutende Summen verfügen könnte. Und als dieser nun selbst kam, blieb er bei der Mitteilung, die ihm von seinen beiden Schwestern gemacht wurde, ganz ruhig und doch voll teilnehmender Freude, daß die beiden Frauen, wenn auch mit Widerstreben, ihren Verdacht endlich fallen lassen mußten.

Mehrere Jahre waren also vergangen, und das Geld war immer zur bestimmten Zeit angekommen. Die drei Familien waren sehr glücklich, und ihre Kinder gediehen vortrefflich an Leib und Seele. Rudolf war ihnen allen ein trauter und treuer Frend geworden und wurde herzlich wie ein Bruder von ihnen geliebt. Eines Tages waren die drei Pfarrfamilien wieder in Rudolfs Dorfe gemütlich beisammen. Die Rede war auf Rudolfs Vater gekommen, und die beiden Schwestern sprachen in solcher Liebe von ihm und ihrer Mutter, daß das Herz des Bruders durch ihre Worte tief bewegt und erschüttert wurde. „Wenn unsere

seligen Eltern", so sagte zuletzt Maria, „jetzt wüßten, wie glücklich wir sind, so würden sie sich gewiß doppelt selig fühlen. Vielleicht wissen sie es; dann kennen sie aber auch unsern herrlichen und edelmütigen Wohlthäter."

Das Gespräch wandte sich allmählich einem andern Gegenstande zu. Da ging Rudolf still und leise zur Thüre hinaus. Das fiel seiner ältesten Schwester auf, und sie dachte bei sich selbst: „Wo ist denn wohl Herr Arnold hingegangen?" Johanna winkte heimlich ihrer jüngerern Schwester nnd gab an, daß sie beide mit einander eine Frau im Dorfe, die alte Margarete, besuchen wollten, die früher bei ihren Eltern gedient hatte. „Komm", sagte sie draußen zur Maria, „wir wollen doch sehen, wohin Herr Arnold gegangen ist. Mein Herz sagt mir etwas, was ich nicht länger unterdrücken kann." „Mir auch", antwortete Maria. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, eilten die beiden Schwestern still und heimlich um die Kirche herum nach einem Plätzchen, von wo aus sie die Gräber ihrer Eltern unbemerkt sehen konnten. Dort stand auch richtig Rudolf und trocknete die Thränen, die aus seinen Augen strömten. Als die Schwestern dies sahen, stürten sie mit offenen Armen auf ihn zu und riefen ganz außer sich: „Du bist unser Bruder, unser geliebter, teurer Bruder! Gestehe es nur, und sei nicht länger so hart gegen uns, deine Schwestern."

Rudolf war wie vom Blitze getroffen, als er diese Worte hörte. Dann aber konnte er sich, wie Joseph dereinst vor seinen Brüdern, nicht länger mehr enthalten. Unwillkürlich breiteten sich seine Arme aus, und die beiden Schwestern lagen an dem Bruderherzen. „Ja, ich bin euer Bruder", rief er schluchzend und unter Thränen. „Aber, liebe Johanna, liebe Maria, seid stille und verderbt mir nicht

durch eine unzeitige Entdeckung die schönste Freude meines Lebens!" Er erzählte ihnen schnell, wie es ihm bisher ergangen war, und nannte nun auch die Gründe, warum er unerkannt bleiben wollte.

„Du warst aber doch hart", sagten seine Schwestern; „traust du denn unserer Verschwiegenheit so wenig zu?"

„Ich werde dankbar gegen euch sein", sprach er, „wenn ihr jetzt euer Versprechen vollkommen haltet und unser Geheimnis auch euren Männern nicht verratet."

„Das ist viel gefordert", antworteten sie; „denn wir lieben unsere Männer, wie du weißt, von Herzen, und dies ist das erste Geheimnis, das wir vor ihnen haben. Übrigens könntest du auf ihre Verschwiegenheit dich ebenso bestimmt wie auf die unsrige verlassen."

„Davon bin ich überzeugt", antwortete Rudolf, „aber sie sind so treuherzige und offene Männer, daß sie unser Geheimnis sehr leicht, ohne daß sie es merkten, auf irgend eine Weise verraten könnten. Dann aber würde ich nicht mehr im Stillen wohlthun können, und um meine gegenwärtige Behaglichkeit und Ruhe wäre es gewiß geschehen. Denn ein Reicher wird von allen Seiten gequält und lernt seine rechten Freunde eigentlich niemals mit Sicherheit kennen."

Johanna und Maria mußten dem Bruder recht geben, so schwer das fernere Schweigen ihnen auch fiel. Die drei trennten sich bald darauf von einander, um kein Aufsehen zu erregen. Die beiden Schwestern machten jetzt wirklich ihren Besuch bei der alten Margarete. Rudolf aber kehrte nach einiger Zeit wieder in das Pfarrhaus und zu der Gesellschaft zurück. Eine halbe Stunde später kamen auch die beiden Frauen.

„Wo seid ihr denn so lange geblieben?“ riefen ihnen ihre Männer zu. „Gab es denn soviel dort zu sprechen?“

„O, sehr viel“, antworteten die Schwestern, „und wenn es auf uns angekommen wäre, so hätte das Gespräch noch viel länger dauern können.“

„Ei, ei“, antwortete der Mann der älteren, „ist die alte Margarete wirklich so unterhaltend? Das habe ich bisher weder gewußt noch gedacht. Wovon habt ihr denn mit einander geredet?“

„Von der Vergangenheit“, antwortete Maria.

„Ja, die Vergangenheit“, sagte ihr Mann, „bietet einen unerschöpflichen Stoff, und die Erinnerung an dieselbe kann einen Menschen ordentlich verjüngen.“ Beide Frauen sahen ihren Bruder bedenklich an. Sie waren auffallend fröhlich, und dabei doch wieder oft so still und nachdenklich, daß es selbst ihren Männern auffiel, die den Grund davon gar zu gern gewußt hätten.

Auf diese Weise verging eine ganze Reihe von Jahren. Die Kinder der Pfarrersleute waren herangewachsen und zum Teil schon versorgt. „Es ist merkwürdig“, sagten manchmal die beiden Schwäger zu ihren Frauen, „es ist merkwürdig, welch ein Segen in diesen tausend Gulden steckt, und wie unglaublich viel wir bisher mit denselben ausgerichtet haben. Was haben wir alles auf unsere Kinder verwenden können! Und dabei haben wir doch viel besser als sonst gelebt und haben auch unsere Büchersammlung noch anständig vermehren können!“ Keiner der beiden Männer war auf den Gedanken gekommen, daß ihre Frauen noch nebenbei besondere Einnahmen hätten, aus denen sie so manche Ausgaben ganz im Stillen bestreiten konnten, und das Geheimnis blieb bewahrt.

Endlich war die Zeit gekommen, daß Rudolf aus seinem stillen und doch nunmehr so glücklichen Leben scheiden sollte. Seine beiden Schwestern waren Tag und Nacht an seinem Krankenlager und pflegten seiner in dankbarer und zärtlicher Liebe. Ihren beiden Männern kam dies freilich anfangs etwas übertrieben vor. Aber der Kranke war auch ihnen ein teurer und werter Freund geworden, den sie fleißig besuchten. Rudolf behielt bis zum letzten Augenblicke sein völliges Bewußtsein. Als nun sein Ende herankam, riefen die beiden Schwestern voll des tiefsten Schmerzes: „Habe Dank für deine vielen und reichen Wohlthaten, du geliebter, teurer Bruder!“

„Bruder?“ fragten ihre Männer ganz erstaunt. „Bruder?“ wiederholte verwundert Pastor Mehnert.

„Ach ja“, antworteten beide, wobei sie die Wangen und Hände des Sterbenden mit ihren Thränen benetzten.

„Jetzt begreife ich alles, was geschehen ist“, rief nun jeder der drei Männer. „Wer hätte das denken können? Ei, du frommer und wahrhaft edler Mann!“

„Ach, Herr Rudolf, wenn ich das gewußt hätte!“ klagte schluchzend die alte Katharina. „Wie oft haben wir als Kinder mit einander gespielt, und nun! Ach, du gütiger Gott, vergilt ihm in deinem Himmel alles, was er mir Gutes gethan hat!“ Rudolf lächelte und schloß seine Augen für immer.

Durch ein reiches Vermächtnis hatte der Entschlafene die drei Pfarrstellen ansehnlich verbessert. Jedes der drei Dörfer erhielt eine sehr ansehnliche Armenstiftung. Auch die Einkünfte der Lehrer waren in dankenswerter Weise erhöht worden. Für die alte Katharina war bis zu ihrem Tode reichlich gesorgt. Der Verstorbene wurde, wie er aus-

drücklich gewünscht hatte, an der Seite seiner Eltern begraben. Sein Gedächtnis aber blieb in den drei Pfarrhäusern und ihren Dörfern fort und fort im Segen, und noch nach langen Jahren gedachte man in dankbarer Liebe des unerkannten und unvergeßlichen Wohlthäters.

Die Bibel im Vogelneste.

In der Altmark lag dicht bei einem dunklen Tannenwäldchen ein stattlicher Bauerhof nicht weit von der Elbe. Hier wohnte die Familie Howald, die nur aus drei Gliedern, den beiden alten Eltern und ihrem einzigen Sohne Gottfried, bestand. Die alten Eltern waren gottesfürchtige und fromme Leute. Ihr schöner Wahlspruch war: „Almosengeben armet nicht, und Kirchengehen säumet nicht.“ Kein Wanderer ging darum ohne Erquickung, kein Armer ohne Unterstützung aus ihrem Hause. Der Sonntag wurde heilig und in Ehren gehalten. Die wackere Hausfrau ließ schon am Sonnabend alles für den kommenden Tag vorbereiten und ordnen, damit keine einzige ihrer Mägde dann im Gotteshause fehlte. Ebenso sorgte auch ihr Mann für seine Knechte. Nach dem Abendessen ruhte am Sonnabend jede Arbeit. Sämtliche Hausgenossen versammelten sich mit einander in der geräumigen Stube, welche für die Leute bestimmt war. Der Hausherr las das Evangelium des folgenden Sonntages vor, und die kleine Hausgemeinde sang dann manches geistliche, liebliche Lied zu ihrer Erbauung und zum Preise Gottes. Der Tag des Herrn wurde

als ein rechter Ruhetag für Leib und Seele gefeiert. Es kamen die Verwandten und guten Freunde aus der Nähe und aus der Ferne. Mit ihnen erquickten sich die beiden Alten in traulichen Gesprächen. Ihr Sohn Gottfried hörte dann gern den guten Worten zu, die bei dieser Gelegenheit geredet wurden. Dies war ihm viel lieber als der Besuch des Wirthshauses, wohin seine Altersgenossen an diesem Tage gingen. Er blieb viel lieber daheim bei dem Vater und der Mutter, oder er ging hinaus in Gottes freie und schöne Natur. Er wanderte bald durch üppige Kornfelder den Ufern der Elbe zu, bald lauschte er dem Gesange der munteren Vöglein im dunklen Tannenwalde. So konnte er stundenlang einsam und allein draußen verweilen, und kehrte manchmal erst nach Hause zurück, wenn der Mond am Himmel stand, oder wenn das Abendgold der untergehenden Sonne in dem breiten Strome sich spiegelte.

Gottes Segen ruhete bei dem allen auf dem Bauerhofe, und sein Friede waltete in dem Hause und in den Herzen seiner Bewohner. So war der Familie Howald manches Jahr in stillem Glück und friedlicher Ruhe vergangen. Da brach jener unglückliche Krieg aus, welcher das deutsche Land dreißig Jahre lang durchtobte und verwüstete. Der Kriegslärm drang auch in diese Stille und abgelegene Gegend. In die liebliche Feier der Sonntage mischten sich Trauer und Klagen über die bedrängte uud böse Zeit. Und wenn die Verwandten und Freunde wie sonst zum Besuch kamen, so redete man von fast nichts anderem als von den schrecklichen Verwüstungen, die an allen Orten des deutschen Vaterlands geschahen. Die Not und Drangsal kamen allmählich näher und immer näher. Die Stadt Magdeburg wurde durch den kaiserlichen Feldmarschall Tilly

erobert und zerstört. Die Feinde bedrückten rings umher das Land. Sie forderten schwere Abgaben und zwangen die Bürger und die Bauern zu täglichen und harten Diensten. Die Felder konnten oft gar nicht bestellt werden. Der Segen der Ernte wurde geraubt oder verheert. Die armen, friedlichen Bewohner wurden von den rauhen und rohen Soldaten gemißhandelt und ausgeplündert. Mancher Bauer der Altmark mußte endlich Haus und Hof verlassen, weil er seinen Besitz nicht mehr behaupten und verwalten konnten. Die alten Howalds hatten auch einen Verlust nach dem andern erfahren müssen. Auch in ihrem Hause waren nach und nach Mangel und Not eingekehrt. Sie beteten um so dringender zu dem allmächtigen und treuen Gott, der hier allein helfen und erretten konnte. Und der Herr erhörte ihr Gebet, indem er sie wenigstens vor der äußersten Not bewahrte und sie zur rechten Stunde aus dem Lande der Lebendigen in die selige Ewigkeit einführte.

Als der Vater und die Mutter im Frieden gestorben waren, übernahm ihr Sohn Gottfried den verschuldeten Bauerhof. Aber es sollte und wollte ihm nicht gelingen, denselben zu behalten und wieder zu heben. Der unselige Krieg forderte immer schwerere Opfer und brachte immer größere Verluste. So kam es denn endlich dahin, daß der arme Jüngling sich entschließen mußte, das elterliche Erbe zu verlassen und in die Ferne zu ziehen, um sich irgendwo durch die Arbeit seiner Hände das tägliche Brot zu verdienen. Ehe er aber das Haus und den Hof verließ, wo er die glücklichen Jahre seiner Kindheit und Jugend verlebt hatte, wollte er wenigstens ein teures Kleinod sicher verwahren, damit es nicht in die Hände der wilden Feinde fiele. Es war eine alte, große Erb-Bibel, darinnen die Namen seiner Eltern

und Großeltern standen. Aus diesem Buche hatte der Vater an jedem Tage den Seinen das Wort Gottes vorgelesen und an das Herz gelegt. In diesem Buche hatte Gottfried als Jüngling gern so manche schöne Geschichte gelesen, so manchen guten und frommen Spruch gelernt. Dieses Buch hatte ihm die sterbende Mutter noch in der letzten Stunde ihres Lebens dringend empfohlen. Er hörte noch wie heute die Segensworte, die sie zu ihm geredet, und die letzte, leise Mahnung, die sie mit brechender Stimme ihm zugeflüstert: „Das Wort Gottes sei deines Fußes Leuchte und das Licht auf deinem Wege!" Dieses Buch durfte nicht in fremde Hände fallen und etwa verloren gehen. Er konnte es auch nicht mit sich nehmen, da er nun in die Ferne zog. Wußte er doch nicht, wohin er gehen sollte, und wo er eine neue Heimat finden würde. Er wollte es darum an einem sicheren Ort verbergen und verwahren, wo er es in besserer und schönerer Zeit wieder finden und sich daran erfreuen könnte.

Sinnend und sorgend stand der Jüngling unter der Eiche, die das Dach des Hauses mit ihren mächtigen Ästen überwölbte und beschattete. Er richtete seine Augen wie betend zum Himmel. Da erblickte er in dem Wipfel des Baumes das Nest eines Raben. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß seine liebe Bibel hier wohl am sichersten und besten aufgehoben sein möchte. Gedacht, gethan. Eilig kletterte er den Baum hinauf und verbarg sein Kleinod unter Moos und Reisig in dem Vogelneste.

Als er so ein sicheres Plätzchen für das ihm so teure Buch gefunden hatte, dachte er um so ruhiger daran, die traute Heimat in Gottes Namen zu verlassen. In der einsamen Stube warf er sich betend auf seine Knie und rief zu dem Herrn, daß er seinen Ausgang aus dem Vaterhause und

seinen Eingang in die Ferne behüten und segnen wolle. Dann ging er noch einmal nach dem Kirchhofe und zu den Gräbern der geliebten Eltern. Wohl flossen seine Thränen, als er das stille Plätzchen endlich verließ. Aber er war doch gefaßt und gottergeben in seinem Schmerze. Er wußte und glaubte es von ganzem Herzen, daß der Gott, der die Vögel unter dem Himmel speiset und die Lilien auf dem Felde kleidet, auch ihn nicht verlassen werde. Und so zog er, arm an irdischen Gütern, aber reich an Mut und Hoffnung, aus der stillen, trauten Heimat hinaus in die Ferne und Fremde.

Die Wanderung, welche Gottfried unternahm, war anfangs durchaus nicht erfreulich. Überall, wo er anklopfte und um Arbeit bat, wurde er abgewiesen. Jeder Besitzer war in dieser Zeit der Not und des Mangels darauf bedacht, sich so viel wie möglich einzuschränken und nur das Nötigste zu thun. Überall hatte man die überflüssigen Arbeiter um deswigen entlassen und wollte sich durch Annahme des Fremden keine neuen Ausgaben und Sorgen bereiten. So wurde der arme Jüngling darum an vielen Häusern und Höfen kurzweg abgewiesen. Und als er einmal Arbeit gefunden hatte, drangen die feindlichen Heere in die Gegend, und er mußte eilig flüchten, wenn er nicht in ihre Hände fallen und zum Kriegsdienste gezwungen werden wollte. Unter mancher Angst und Not, nachdem er zu wiederholten Malen der Gefangenschaft und dem Tode nur mit Mühe entgangen war, erreichte unserer Wanderer endlich Ostfriesland. Hierher war die Not des Krieges noch nicht gedrungen. Hier fand er auch bald ein Unterkommen, indem ihn ein reicher Bauer als Knecht in seinen Dienst nahm. Die Arbeit, die ihm damit zufiel, war freilich hart und schwer. Aber er verrichtete sie mit Freuden und dankte

Gott, daß er ihm ein Obdach und das tägliche Brot gegeben hatte. Er wußte, was St. Paulus von den christlichen Knechten fordert: „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen, mit gutem Willen. Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen; und wisset, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfangen, er sei ein Knecht oder ein Freier." (Eph. 6, 5–8.) So diente er seinem leiblichen Herrn in der Furcht Gottes und mit aller Treue. Und wie das Haus des Potiphar einst um des frommen Joseph willen reich gesegnet wurde, so spürte auch unser Bauer gar bald, welch einen Schatz er an dem fremden und frommen Jüngling gewonnen und in sein Haus aufgenommen hatte. Unter seiner Hand gedieh das Vieh merklich, und der Acker wurde von ihm so sorgfältig bestellt, daß er von Jahr zu Jahr immer bessere und reichere Ernte gab. Auch in dem Hause selbst schaltete und waltete der wackere Knecht mit treuen Augen und fleißigen Händen. Kurz, er widmete seine ganze Kraft und Zeit dem Bauer und seinem Dienste, und alles, was er machte, das geriet wohl. Darum gewann ihn sein Herr lieb und freute sich des Tages, da er ihn in sein Haus genommen hatte.

Gottfried aber ließ sich an diesem äußeren Segen nicht genügen. Er sah mit Schmerz, daß der Bauer nur an den Erwerb irdischer Güter dachte, und daß seine Mitknechte auf den Wegen der Welt und der Sünde wandelten. Zwar hielt sein Herr auf den regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes und gab seinen Leuten darin selber ein gutes Beispiel, indem er

Sonntag für Sonntag den weiten Weg nach dem fernen Kirchdorfe nicht scheute. Aber das ganze Leben und Treiben auf dem Hofe zeugte davon, daß das Wort Gottes noch nicht die geringste Frucht gebracht hatte. Das Herz des Bauern glich jenem Acker, von welchem der Herr im Gleichnis redet: „Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erstickten es.“ Der Geiz und die Sorgen dieser Welt und dieses Lebens ließen das Wort Gottes bei ihm nicht wachsen und Frucht bringen. Die Knechte aber waren mit jenem harten Wege zu vergleichen, auf welchem das Samenkorn des göttlichen Wortes zertreten und von den Vögeln unter dem Himmel aufgefressen wurde. Die Lust der Welt und des Fleisches war ihre einzige und höchste Freude, und gerade den lieben Sonntag pflegten sie auf eine gottlose Weise zu entheiligen. Sie wollten im Anfang auch den frommen Gottfried dazu überreden, an ihren Genüssen und Freuden teil zu nehmen. Er aber widerstand ihnen in der Furcht des Herrn und wandelte nicht auf ihren Wegen. Dafür wurde er freilich von ihnen viel verhöhnt und verspottet. Aber er ließ sich dadurch nicht irre machen und erschrecken. Auch vergalt er nicht Böses mit Bösem, sondern erwies den Spöttern sanftmütige und freundliche Liebe, indem er ihnen bald hier, bald dort eine Gefälligkeit oder einen Dienst erzeigte. Die Kraft dazu empfing er aus dem Worte Gottes und aus dem Gebet. Er unterließ es auch nicht, den Gott aller Gnade darum zu bitten, daß er doch das Herz des Bauern und seiner Mitknechte umwandeln und seinen guten Geist auf dem Hofe wohnen und walten lassen möchte.

Es sah freilich lange Zeit so aus, als ob Gott der Herr das Gebet des frommen Jünglings nicht erhören wollte.

Aber er hatte wenigstens den Segen davon, daß er selbst dadurch in seinem Wandel gestärkt und zu allem Guten ermuntert wurde. Und allmählich erfuhr er auch mit Freuden, daß der Bauer ihn für seinen Fleiß und seine Treue ehrte und liebte, und daß seine Mitknechte ihm allesamt mit Achtung und Freundlichkeit entgegen kamen. Aber es sollte noch viel besser kommen nach der Verheißung des Heilandes: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben." Der Bauer wurde von einer schweren Krankheit ergriffen, die ihn an den Rand des Grabes führte. Gottfried brachte die ganze Zeit, die er nur irgend von seinem Tagewerke erübrigen konnte, an dem Krankenlager seines Herrn zu. Er unterließ es hierbei nicht, mit dem Kranken, der die Gefahr, in welcher er schwebte, recht wohl erkannte, manches ernste und eindringliche Wort zu reden. Und Gott der Herr segnete die Mahnungen und Vorstellungen des frommen Knechtes. Der Bauer fing an mit allem Ernste um das Heil seiner Seele und um seine Seligkeit sich zu kümmern. Er glaubte dem Wort des Evangeliums, welches Gottfried ihm verkündigte, und wandte sich mit aller Demut und in aller Zuversicht zu dem Heilande der armen Sünder, der noch niemand, welcher zu ihm gekommen, von sich gewiesen und hinausgestoßen hat. Er wurde ein Kind Gottes in Christo Jesu, ein Jünger seines Herrn und Erlösers. Er wollte von nun an nichts weiter und nichts lieber als sich diesem seinem Herrn mit Gut und Habe, mit Leib und Seele ergeben, ihm dienen und ebenso auch seine Hausgenossen und Dienstleute auf den Weg des Heiles und des Lebens führen.

Ein ganz neues Leben begann nunmehr auf dem Bauerhofe in Ostfriesland. Das Wort Gottes fing an reichlich in dem Hause zu wohnen. Der Sonntag wurde heilig und in Ehren gehalten. Und fromme Lieder erklangen jetzt an Stelle der Fluch- und Scheltworte, die man sonst daselbst gehört hatte. Mancher der Hausgenossen und der Knechte wollte sich freilich die neue Sitte nicht gefallen lassen. Etliche kündigten sogar ihren Dienst und verließen das Haus. Aber die Zurückbleibenden fanden allmählich Geschmack und Gefallen daran. Und so kam es mit Gottes Hülfe immermehr dahin, daß Hof und Haus eine Stätte des Friedens und des Segens wurden. Gottfried hatte in dem allen seinem Herrn treulich und freudig zur Seite gestanden. Dieser betrachtete ihn jetzt nicht mehr als seinen Knecht, sondern ehrte ihn als seinen Freund und liebte ihn wie seinen Sohn. Da er wegen großer leiblicher Schwachheit, die ihm von seinem Krankenlager zurückgeblieben war, fast keine Arbeiten mehr verrichten konnte, so übergab er dem frommen Jüngling die ganze Wirtschaft mit vollem Vertrauen zur selbstständigen Verwaltung und überließ ihm dafür einen reichen Anteil des daraus fließenden Gewinnes. Und da er weder Kinder noch nahe Verwandten hatte, so machte er unserm Freunde sogar das Anerbieten, ihm den ganzen Bauerhof zum Erbteil zu hinterlassen, wenn er bis zu seinem Tode bei ihm verbleiben wollte.

Gottfried wurde durch diesen überaus gütigen Vorschlag tief bewegt. Sein irdisches Glück war nach menschlichen Gedanken begründet und gemacht, wenn er denselben annahm. Allein im Grunde seines Herzens sehnte er sich innig und schmerzlich nach der geliebten Heimat zurück. Es

war ihm unmöglich, in dem fremden Lande zu bleiben und hier dereinst sein Leben zu beschließen. Darum schlug er das freundliche Anerbieten seines Herrn aus und versprach nur, noch einige Zeit bei ihm auszuhalten und ihm wie bisher treu und fleißig zu helfen. Der Bauer wurde zwar durch die ablehnende Antwort, die er empfangen hatte, tief betrübt. Aber er konnte die Sehnsucht Gottfrieds nach dem Hause und den Gräbern seiner Eltern wohl verstehen, und gewann ihn dafür wo möglich noch immer lieber in seinem Herzen.

Endlich erschien der Tag des Abschiedes im Jahre 1657. Der Hausherr hatte schon in der letzten Zeit den treuen Verwalter seiner Güter mit allen möglichen Beweisen seiner Dankbarkeit und Liebe überhäuft. Zuletzt nötigte er ihn sogar, einen nicht unbedeutenden Teil seines Vermögens gleichsam zur Vergeltung dafür anzunehmen, daß er ihm so treue Dienste geleistet und ihm vor allen Dingen den Weg des Lebens und der Seligkeit gewiesen hatte. Die Trennung selbst war tiefbewegt und schmerzlich. Unter vielen Thränen umarmte der alte Mann seinen treuen Diener und segnete ihn. Auch alle die übrigen Hausgenossen erwiesen dem Scheidenden noch zuletzt ihre herzliche und dankbare Liebe. Gottfried aber zog in stiller Wehmut seines Weges, wenn er alles des Guten gedachte, welches er hier in der Fremde genossen hatte und nun verlassen mußte. Sein Herz aber schlug immer höher und immer fröhlicher, daß es der so heiß geliebten und so lange entbehrten Heimat wieder zuging. Es war an einem lieblichen Maitage, als er endlich den wohlbekannten Hof und das geliebte Vaterhaus dort am dunklen Tannenwalde von ferne erblickte. Wie dankte er dem Herrn, daß er ihn gnädig und gütig in der Fremde

gesegnet hatte und ihn nun auch so freundlich wieder zurückbrachte in die traute Heimat! Sein erster Weg war zu den Gräbern seiner Eltern. Er fand sie beide in traurigem und ganz verwahrlostem Zustande. Die Hügel waren eingesunken, und die hölzernen Kreuze darauf umgebrochen. Kein Blümlein, von treuer Hand gepflanzt und gepflegt, blühte an dieser Stätte. Nur das Gras überwucherte und bedeckte die beiden Gräber. Vom Kirchhofe eilte Gottfried nach dem Vaterhause. Der Hof war längst in fremde Hände übergegangen. Dennoch aber wallte das Herz des heimkehrenden Fremdlings in Jubel und Freude, als er nun auf der Schwelle des väterlichen Hauses stand und aller der Jahre dankbar gedachte, die er hier an der Seite des treuen Vaters und der geliebten Mutter in Glück und Freude verlebt hatte.

Die Hausfrau begrüßte den fremden Mann, welchen sie nicht kannte, freundlich. Bald kam auch der Besitzer des Hofes, Walther, welcher den unerwarteten Gast in biederer Weise bewillkommte und in sein Haus lud. Nach kurzer Zeit fühlte sich Gottfried ganz heimisch unter den wackeren Leuten und erzählte ihnen in traulichem Gespräche manches aus seiner Kindheit und Jugend, die er hier verlebt, und von dem, was er dort in Friesland erfahren hatte. Walther und seine Frau, sowie ihre Kinder und Hausgenossen, hörten mit großer Teilnahme seinen Erzählungen zu. Sie selbst berichteten sodann ihrem Gaste, wie sie einst bei der Eroberung von Magdeburg ihr Besitztum verloren und verlassen und lange Jahre im Elend und in der Fremde gelebt hatten. Als nach dem Friedensschlusse von 1648 allmählig wieder Sicherheit und Ruhe im deutschen Lande eingekehrt waren, hatte Walther den Bauerhof, welcher bis dahin schon drei verschiedene Besitzer gehabt hatte und recht sehr

heruntergekommen war, für einen geringen Kaufpreis erworben. Durch treuen Fleiß und unter Gottes Segen war es ihm allmählig gelungen, das schöne Grundstück wieder zu heben und bedeutend zu verbessern. Nachdem man also lange mit einander geplaudert hatte, war es endlich Zeit geworden, sich zur Ruhe zu begeben. Der Hauswirt fragte seinen Gast, ob er an dem Abendsegen teilnehmen wollte. Dieser stimmte natürlich freudig und von Herzen zu. Und es war ihm wie ein rechter Gruß aus der Heimat, wie eine freundliche Erinnerung an seine Kindheit, als Walther, wie einst sein frommer Vater es gethan hatte, nun seinen Hausgenossen ein Kapitel aus der Bibel vorlas und dann mit Gesang und Gebet die Andacht schloß. Mit fröhlichem Herzen legte sich Gottfried zum ersten Male wieder nach vielen Jahren unter dem Dache des väterlichen Hauses zum Schlafe nieder. Vorher aber dankte er dem Herrn, seinen Gott, daß er ihn glücklich und gnädig wieder zurückgeführt hatte, und bat ihn, wenn es sein heiliger Wille wäre, ihn hier oder in der Nähe eine neue Heimat finden und gewinnen zu lassen.

Am andern Morgen begrüßte die Familie Walther ihren lieben Gast bereits wie einen alten Freund und guten Bekannten. Gottfried ging mit dem Hausvater auf dem Hofe umher und freute sich der trauten und wohlbekannten Stätten mit allen ihren süßen und zugleich wehmütigen Erinnerungen. Jetzt standen sie unter der alten Eiche, welche das Haus beschattete. Die Frau war inzwischen auch zu den beiden Männern getreten und erquickte sich mit ihnen in dem Genusse des wunderschönen Maimorgens. Die Sonne strahlte so golden, und leichte Wolken zogen am blauen Frühlingshimmel still und leise dahin. Da sprach

Gottfried zu seinen beiden neuen Freunden: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Als ich vor fünfzehn Jahren diesen Hof und das Haus verlassen mußte, bat ich den Herrn, daß er mich, wenn es sein heiliger Wille wäre, einst wieder in ihren Besitz zurückführen möchte. Jetzt aber, da ich hier eine fromme und gottselige Familie glücklich darin weiß, entsage ich gern meinem früheren Wunsche. Nur eins bitte ich von euch, ihr Lieben, ehe ich von euch scheide. Erlaubt mir, daß ich ein teures Kleinod aufsuchen darf, welches ich damals vor den Augen und Händen der Feinde verborgen habe. Es ist eine Erb-Bibel unsrer Familie, welche ich droben im Wipfel dieser Eiche in dem Rabennester versteckt habe. Vielleicht hat der liebe Herr das Buch in so vielen Jahren und unter so vielen Stürmen gnädig behütet. Wenn ich nur meine Bibel wieder finde und habe, so bin ich zufrieden. Ich verschmerze dann den elterlichen Hof gern und ziehe willig und im Frieden meine Straße weiter."

Nach diesen Worten kletterte Gottfried schnell und rüstig den Baum hinauf und kam glücklich oben in dem Wipfel desselben an. Er untersuchte das Nest — und siehe, sein liebes Bibelbuch lag wirklich ganz unbeschädigt darin, als ob es von der Hand Gottes selbst verwahrt worden wäre. Die Raben hatten sorgfältig darüber hingebaut, gleichsam als hätten sie darum gewußt, um was für ein teures Kleinod es sich handelte. Die Freude des jungen Mannes darüber, daß er sein liebes Bibelbuch glücklich wieder hatte, läßt sich gar nicht beschreiben. Auch Walthers nahmen daran herzlichen Anteil. Sie hörten still und andächtig zu, als Gottfried ihnen die Namen seiner Eltern und Großeltern vorlas, die alle in der Bibel eingezeichnet waren, sowie alle die schönen Sprüche, die daneben auf den

leeren Blättern geschrieben standen. Es war darunter so manches Gotteswort voll ernster Mahnung und herrlicher Verheißung, daß nur das Haus den Segen Gottes erwerben und bewahren könne, in welchem des Herrn Wort und sein heiliger Name geehrt und geliebt werde.

Walthers waren durch das ganze Ereignis, welches hier geschehen war, so tief bewegt, daß sie unsern Gottfried, als er von ihnen Abschied nehmen wollte, gar nicht von sich lassen mochten. Sie baten ihn, daß er noch eine Weile bei ihnen bliebe. Er that es und sollte nun erfahren, daß Gott im Himmel die Gebete seiner Kinder erhört und die Herzen der Menschen lenket wie die Wasserbäche. Beide Hauseltern waren nämlich zu der Überzeugung gekommen, daß Gott durch die gnädige Führung, durch welche Gottfried wiederum in den Besitz seiner lieben Bibel gekommen war, ihnen etwas Besonderes habe sagen wollen. Sie berieten sich vor dem Herrn, was sie thun sollten, und kamen endlich zu dem Entschlusse, dem rechtmäßigen Erben das Haus und den Hof seiner Väter für einen billigen Kaufpreis wieder abzutreten. Gottfried erstaunte und freute sich nicht wenig, als ihm seine Gastfreunde diesen ihren Entschluß mitteilten. Er sträubte sich zwar anfänglich etwas dagegen, nahm aber schließlich das so liebreiche Anerbieten mit dankbarem Herzen an. Der Preis, welchen er zahlen sollte, war billig und mäßig, und seine Ersparnisse reichten daher vollständig hin. Der Handel war darum bald zur beiderseitigen Zufriedenheit abgeschlossen. Und nicht lange darauf, nachdem Walthers ein anderes Bauergut in der Nähe gefunden und gekauft hatten, hielt Gottfried fröhlich seinen Einzug in das teure Erbe seiner Väter.

Nun pries er aus vollem Herzen die Wunderwege seines Gottes, die alles zu einem so herrlichen Ende geführt hatten. Nun hielt er das teure Wort seines Gottes um so höher und lieber in seinem Herzen und Hause. Nun sang er um so aufrichtiger und dankbarer das Lieblingslied seiner seligen Mutter:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr;
Ich bitt', wollst sein von mir nicht fern
Mit deiner Güt' und Gnaden.

Unsere Geschichte ist zu Ende, und wir fügen nur noch einen kleinen Zusatz hinzu. Als vor einiger Zeit die goldene Hochzeit eines Jubelpaares gefeiert wurde, wurde demselben bei dieser Gelegenheit die ihnen von der Königin Elisabeth geschenkte Prachtbibel überreicht. Da holten die lieben Alten jene Erb-Bibel, unter deren Segen sie selbst in Gottesfurcht und Gottseligkeit erzogen worden waren, als ein teures Kleinod herbei, und erzählten dann die Geschichte, wie dieselbe einst im Vogelneste so manches Jahr sicher und unversehrt gelegen und dadurch ihrem Besitzer wieder zu dem Erbe seiner Väter verholfen hat.

Vom Tode gerettet.

Im Nordosten von Schottland liegt die Gruppe der Shetland-Inseln. Es sind im ganzen 86 größere und kleinere Eilande; aber nur etwa 23 von ihnen sind bewohnt. Die übrigen sind nackte, steile Felsklippen, auf denen kein Mensch wohnen und leben kann. Auch die bewohnten In-

seln sind durchaus nicht fruchtbar. Einem kurzen und heißen Sommer folgt ein kalter Herbst mit heftigen Stürmen und Regengüssen. Der Winter beginnt bereits gegen die Mitte des Oktobers und dauert sechs Monate. Darum gewährt auch der Ackerbau nur einen kümmerlichen Ertrag. Etwas Gerste, wenig Roggen, Kartoffeln und einige Küchengewächse, das ist alles, was auf den Feldern dort wachsen und gedeihen kann. Ist das Wetter günstig, so geschieht die Ernte im Monat September; ist es aber ungünstig, so verzögert sich dieselbe bis in den November hinein und verdirbt dann unter den fortwährenden Regengüssen. Namentlich die westlichen Küsten aller dieser Inseln sind felsig, dürr und mit Sümpfen bedeckt. Außer niedrigem Wachholdergesträuch giebt es auf ihnen kein Holz. Die Bewohner nähren sich von Viehzucht und Fischerei, oder sie weben Leinewand und wollene Zeuge, die sie dann auf dem Festlande verkaufen. Viele von ihnen gehen zur See, oder nach England und Schottland, wo sie durch die fleißige Arbeit ihrer Hände sich nach und nach eine hübsche Summe Geldes verdienen, mit welcher sie dann fröhlich in ihre düstere, aber doch innig geliebte Heimat zurückkehren.

Von der Insel Unst, welche die nördlichste der ganzen Gruppe ist, war auch ein Mann, Namens Anderson, nach Schottland gegangen. Er hatte sein Weib und drei Kinder in Gottes Namen verlassen, um in der Ferne für seine Lieben zu arbeiten und zu sorgen. In der Stadt Edinburg fand er sofort Arbeit, die ihm auch gut bezahlt wurde. Von hier aus schickte er manchmal größere und kleinere Summen nach Hause, damit die Seinen nicht Not leiden sollten. Er selbst aber sparte und darbte mit rührender Treue, um sich auf diese Weise ein kleines Vermögen zu

sammeln, mit welchem er dereinst in sein Haus zurückzukehren, und von dessen Ertrage er mit Weib und Kindern zu leben hoffte. Alle die Entbehrungen, die er hierbei erduldete, alle die Arbeiten, die er täglich im Schweiße seines Angesichts verrichtete, wurden ihm um deswillen leicht. Ein Jahr nach dem andern verging unter schweren Mühen, aber in fröhlicher Hoffnung. Seine kleinen Ersparnisse wuchsen allmählich immer mehr und mehr, und der Tag kam näher und näher, wo er die Summe, die er sich vorgesetzt, erworben hatte und in die Arme seines treuen Weibes und zu seinen geliebten Kindern zurückkehren konnte. Und dann, dann wollte er bei ihnen bleiben und sie nimmer wieder verlassen. Wie freute sich der wackere Mann auf diese Zeit! Und wie betete er täglich und treulich zu dem allmächtigen und gnädigen Gott, daß er ihn und die Seinen bis dahin gesund erhalten und ihnen endlich ein glückliches und fröhliches Wiedersehen schenken wolle!

Unser Anderson war ein frommer Mann, der das Wort Gottes in Ehren hielt und dabei auch einen christlichen Wandel führte in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Die Lust dieser Welt hatte für ihn keinen Wert und Reiz. Wenn so manche seiner Kameraden und Landsleute in ihrem freien Stunden wilden Vergnügungen nachgingen, so blieb er am liebsten still daheim. Er las dann in seiner lieben Bibel, welche sein Schatz und seine Freude war, oder in einem andern guten Buche, das ihm Unterhaltung und Belehrung gewährte, oder er besuchte diesen oder jenen seiner gleichgesinnten Freunde und erquickte sich mit ihnen in traulichen und herzlichen Gesprächen. Er ging in das liebe Gotteshaus, wo er immer wieder neue Kraft und Stärkung, Trost und Friede sich holte oder wanderte durch Wald und

Feld, um in der freien, frischen Luft sich zu erholen und an den Werken seines Schöpfers sich zu erfreuen. Auf diese Weise sparte er sein Geld, bewahrte sich ein gutes Gewissen und ging dann immer wieder mit frischer Kraft an seine Arbeit. Es war natürlich, daß er über dieses sein stilles Leben vielfach verhöhnt und verspottet wurde. Aber er ließ sich dadurch nicht im geringsten anfechten und stören, sondern blieb auf seinem Wege und bei seiner Weise, weil er den großen und reichen Segen davon erfuhr. Und seine Bekannten mußten sich endlich darein ergeben und den Mann seine Straße ruhig ziehen lassen.

Endlich war nun der Tag gekommen, wo die lange Trennung für Anderson und viele seiner Landsleute ihr Ende finden sollte. In dem Hafen des kleinen Städtchens Wick an der Nordküste von Schottland lag ein Schiff fertig zur Abfahrt. Es sollte noch in dieser Stunde die Anker lichten und seine Reise nach den Shetland Inseln antreten. Die Matrosen waren soeben noch beschäftigt, das Gepäck der zahlreichen Reisenden, welche die Fahrt mitmachen wollten, in die unteren Räume des Schiffes zu verladen, um dadurch das Verdeck für die Schiffsleute und Fahrgäste frei zu machen. Das Zeichen zur Abfahrt war bereits gegeben, und die Reisenden waren sämtlich aus dem Städtchen und seiner Umgebung herbeigeeilt, um den Abgang des Schiffes nicht zu versäumen. Endlich ertönt der letzte Kanonenschuß. Es wird noch eine Weile gewartet, damit ja niemand die Abfahrt versäume. Dann wird das Schiff vom Lande gelöst und fährt unter günstigem Winde langsam und allmählich immer rascher hinein in die wogende See. Nun sind auch die Reisenden nach und nach mit der Ordnung ihres Gepäk-

kes zu stande gekommen und sammeln sich auf dem Verdeck, um sich ihre Reisegesellschaft mit Muße zu betrachten.

„Aber Anderson fehlt ja noch!“ rief auf einmal eine Stimme.

„O, er wird unten in der Kajüte sein,“ antwortete ein anderer.

Man rief nach ihm, man durchsuchte das Zwischendeck und alle Kajüten; aber Anderson wurde nirgends gefunden.

Ein junger Mann, welcher gleichfalls von der Insel Unst gebürtig war, ging zu dem Kapitän des Schiffes und sagte zu ihm: „Kapitän, der Anderson ist nicht da, er muß noch am Lande geblieben sein.“

„Das thut mir leid“, erwiderte der Kapitän; „aber Sie sind sämtlich meine Zeugen, daß die Zeichen zur Abfahrt alle richtig und rechtzeitig gegeben sind. Wenn einer der Reisenden sich verspätet, so trage ich natürlich keine Schuld.“

„Sein Gepäck ist da“, fiel hier ein Matrose ein.

„Ich sah ihn noch kurz vor der Abfahrt“, setzte ein anderer hinzu; „er eilte durch die Straßen nach dem Wirtshause, als wenn er etwas Wichtiges vergessen hätte.“

„Ich habe ihn sogar hier auf dem Schiffe gesehen“, versicherte ein Dritter, „und ich vermute darum, daß er das Fahrzeug aus irgend einem Grunde verlassen hat und wieder ans Land gegangen ist.“

Allein, was war bei dem allen weiter zu thun? Anderson war trotz aller Vermutungen und Nachforschungen nirgends zu finden. Der Kapitän konnte sich nicht dazu entschließen, wieder in den Hafen und an das Land, das immer weiter sich entfernte, mit seinem Schiffe zurückzukehren. Auch wenn er es gewollt hätte, würde der Wind, der von

daher wehete, ihn wahrscheinlich daran verhindert haben. „Am Ende, was liegt weiter daran", sprach darum der Kapitän, „ob Anderson acht Tage früher oder später nach Hause kommt? In der nächsten Woche fährt die „Königin" (so hieß das andere Schiff, welches mit dem seinigen abwechselnd von Wick nach den Shetland-Inseln fuhr), und er kann die Reise mit ihr machen. Und einstweilen könnt ihr andern ja seine Familie beruhigen, wenn ihr so viel früher als er nach Hause kommt." Darein mußte man sich schließlich fügen, weil die Sache sich nicht mehr ändern ließ, obwohl es vielen seiner Landsleute sehr unangenehm war, daß sie ohne den braven Anderson nach der heimatlichen Insel zurückkehren sollten.

Aber wo war denn unser Anderson unterdessen geblieben? Er war wirklich schon auf dem Schiffe gewesen und hatte sein Gepäck bereits dort abgegeben und geordnet. Da fällt ihm plötzlich zu seinem Schrecken ein, daß er seine Brieftasche mit allen seinen Ersparnissen vergessen und am Lande zurückgelassen hat. In dem Wirtshause, wo er einige Tage gewohnt und auf die Abfahrt des Schiffes gewartet hatte, hatte er sie in den Tischkasten gelegt und verschlossen. Und heute früh, da hatte er in der Aufregung und Freude, daß er nun endlich zu Weib und Kindern wieder heimkehren sollte, die Brieftasche ganz und gar vergessen. Sie enthielt sein ganzes Vermögen, das er in Banknoten angelegt hatte, und er konnte und durfte sie darum nicht im Stich lassen. Die Abfahrt des Schiffes war freilich in kurzer Zeit zu erwarten. Aber, wenn er sich so viel wie möglich beeilte, so konnte er in wenigen Minuten den kurzen Weg hin und her recht gut zurücklegen. Er eilt darum an das Land und in das Gasthaus zurück, wo er ein Dachstübchen im Hinterhause bewohnt

hatte. Bald hat er den Gasthof und das hintere Gebäude desselben erreicht. Er stürzt die Treppen hinauf, indem er immer drei Stufen auf einmal nimmt. Jetzt steht er vor seinem Stübchen. Er reißt die Thüre auf und stürmt hinein. Der Tischkasten wird schnell aufgeschlossen. Die vermißte Brieftasche liegt richtig darin, und er steckt sie fröhlich in seine Brusttasche. Nun ist alles gut, und er will ebenso schnell, als er gekommen ist, das Stübchen wieder verlassen und nach dem Schiffe zurückkehren. Aber die Fenster des Zimmers waren geöffnet. Da Anderson in seiner Eile auch die Stubenthür offen gelassen hatte, so war dadurch ein starker Zugwind entstanden. Dieser hatte die Thüre kräftig zugeworfen, und das Schloß war eingeschnappt. Unglücklicher Weise steckte der Schlüssel draußen, und als nun der arme Anderson das Zimmer verlassen will, da sieht er zu seinem Schrecken, daß er eingeschlossen ist. Er klopft und hämmert an der Thür aus allen Kräften; aber niemand hört ihn. Die Wohnung liegt im Hinterhause, in welchem augenblicklich sich gar kein Mensch befindet. Die Wirtsleute und die Dienerschaft, die im Vorderhause sind, wissen und vernehmen von dem allen nicht das Geringste. Anderson stürzt an das Fenster und ruft laut hinaus, daß man kommen und ihn befreien soll. Aber die Fenster führen auf ein freies, ödes Feld, welches, wie fast immer, ganz menschenleer ist. Was sollte der arme, der gefangene Mann nun thun? Er dachte daran, zu dem Fenster hinaus und hinab zu springen. Aber die Stube war hoch gelegen, drei Treppen hoch, und der Versuch konnte ihm, wenn nicht das Leben, so doch seine gesunden Glieder kosten. Er dachte weiter daran, die Thüre zu zertrümmern. Aber, wie sehr er auch alle seine Kraft anstrengte, sie war zu hart und fest

und widerstand darum allen seinen Angriffen. Jetzt hört er den letzten Kanonenschuß, der von dem Schiffe her ertönt. Noch wäre es möglich, daß er es zur rechten Zeit erreichte. Er klopft, er schreit, er hämmert, er donnert aus allen Kräften; aber niemand hört ihn, niemand kommt, um ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Darüber ist wieder eine geraume Zeit verflossen. Er weiß, das Schiff hat nunmehr den Hafen verlassen und steuert hinaus in das Meer. Er kann es nicht mehr erreichen, er kann nicht mit seinen Landsleuten der so lange und so heiß ersehnten Rückkehr in die Heimat sich erfreuen. Und was wird sein Weib, was werden seine Kinder sagen, daß ihr Mann, ihr Vater nicht mit den andern zurückkehrt? Wie haben sie dieses Tages sehnlichst gewartet und sich herzinnig darauf gefreut! Und nun ist ihre Hoffnung und ihre Freude ganz vergeblich gewesen. Die Wehmut wollte den starken Mann beinahe überwältigen. Er hätte sich am liebsten hingesetzt und bitterlich geweint. Aber er war ein Mann, und noch dazu ein frommer Mann. Er wußte, daß der gnädige Gott im Himmel dies alles also geordnet und geleitet hatte. Denen, die ihn lieben, sollen und müssen ja alle Dinge zum Besten dienen. Und darum war es gewiß auch für ihn und für die Seinen gut, daß er jetzt nicht auf dem Schiffe, sondern hinter der verschlossenen Thür seines Stübchens war. Das sagte er sich, und damit beruhigte er sich allmählich. Und so hielt er still und geduldig in seiner Einsamkeit aus, bis daß er endlich aus seiner Gefangenschaft erlöst wurde. Nach etwa einer Stunde kam die Magd, um das Zimmer für einen neu angekommenen Gast wieder in stand zu setzen. Sie schloß die Thüre auf und befreite dadurch den Gefangenen aus seinem unfreiwilligen Kerker.

Die Wirtsleute erschraken und verwunderten sich nicht wenig, als sie ihren Gast, den sie schon längst auf dem Schiffe und auf hoher See glaubten, mit einem Male wieder leibhaftig vor sich stehen sahen. Anderson erzählte ihnen, was geschehen war, und sie ließen es an ihrem mitleidigen Bedauern darüber durchaus nicht fehlen. Aber im Stillen kam es ihnen doch sehr seltsam und sonderbar vor, daß der Mann nicht, wie vielleicht andere, ja, wie sie selbst wahrscheinlich an seiner Stelle gethan hätten, über sein Mißgeschick fluchte und schimpfte, sondern dasselbe ganz ruhig und gefaßt hinnahm, als wenn ihm der liebe Gott damit noch eine große Wohlthat erzeigt hätte. Und das war wirklich der Fall, so wenig unser Anderson und die Leute im Wirtshause dies auch nur von ferne ahnten.

Wir verlassen nun das Städtchen Wick und sehen uns dafür auf der Insel Unst um. Hier hatte man der Ankunft jenes Schiffes mit fröhlicher Hoffnung entgegengesehen. Es waren ja so viele Gatten und Väter, so viele Brüder und Söhne auf dem erwarteten Fahrzeuge. Vielen von ihnen waren jahrelang in weiter Ferne gewesen. Nun sollten sie mit den Ersparnissen ihres Fleißes zurückkehren, und ihre Lieben daheim konnten kaum die Zeit erwarten, sie jubelnd in ihre Arme zu schließen. Aber das ersehnte Schiff wurde durch widrige Winde und heftige Stürme unterweges schwer bedroht. Die Fahrt von dem Festlande nach den Inseln war gerade in dieser Jahreszeit ungemein gefährlich. Die Flut und die Strömung des Meeres wogten mit furchtbarer Gewalt und in beständigem Wechsel, so daß selbst die erfahrenen und mutigen Seeleute sich fürchteten, wie sehr sie auch nach ihrer Heimat verlangen und wie sehnsüchtig ihre Angehörigen sie erwarten mochten.

Über manchem stillen und bangen Warten war ein Tag nach dem andern vergangen, und das ersehnte Schiff war noch immer nicht gekommen. Jetzt waren bereits drei Wochen seit der Zeit verflossen, da man seine Ankunft erwartet hatte. Da kam ein kleines Boot, welches die augenblickliche Ruhe der Luft und des Meeres benutzte, von der nächstgelegenen Insel herüber. Die Bootsleute brachten die erschütternde und betrübende Nachricht, daß das Schiff mit Mann und Maus versunken sei. Diese Botschaft verursachte ein allgemeines Wehklagen und Herzeleid auf der kleinen Insel. Es war fast keine Familie auf derselben, die nicht eines ihrer Mitglieder oder wenigstens einen ihrer Bekannten und Freunde dadurch verloren hatte. Und auch Frau Anderson trauerte und weinte von Herzen mit ihren Kindern über den so plötzlichen und schmerzlichen Tod des geliebten Mannes und Vaters. Sie mochte ihr jüngstes Kind, einen lieblichen Knaben, welcher das ganze Ebenbild seines Vaters war, gar nicht mehr ansehen. Er war erst nach der Abreise des Vaters geboren worden, und sie hatte sich so manches Mal an dem Gedanken erfreut, wie sie den Gatten bei seiner Heimkehr mit dem Anblicke des lieben Kindes überraschen und beglücken wollte. Nun aber war ihre ganze Hoffnung und Freude mit einem einzigen Schlage vernichtet. Sie war eine trauernde Witwe, und alle ihre Kinder waren arme, verlassene Waisen!

Seit dem Empfange jener Schreckensnachricht war wieder eine schwere und schmerzliche Woche vergangen. Die Stürme hatten aufgehört, und das Meer war ruhig und klar wie ein Spiegel. Jetzt hätte jenes Schiff eine leichte und sichere Überfahrt haben können. Nur aber wurde auch sein trauriges Schicksal nur zu bald offenbar. Abgerissene Bret-

ter, Kisten und Kasten, Fässer und Ballen wurden an den Strand der benachbarten Inseln geworfen. Sie bestätigten die traurige Kunde, die man bisher noch nicht recht geglaubt hatte, nur zu sehr.

Unter den Trümmern, die aus den Wogen des Meeres an den Strand gerettet worden waren, fand und erkannte man auch die Kiste und andere Gerätschaften, die dem armen Anderson gehörten. Es war nun gar kein Zweifel mehr, daß er mit dem Schiffe untergegangen und umgekommen war. Denn auf dem Gepäck stand mit deutlichen Buchstaben sein Name geschrieben. Nun weinten die Frau und ihre Kinder um so mehr, da auch das letzte, schwache Fünklein der Hoffnung jetzt in ihrem Herzen erlosch. Nur eins von den Kindern, ein hübsches Mädchen von zehn Jahren, der Liebling des Vaters, konnte noch immer nicht an den Tod desselben glauben. Sie hoffte noch, wo nach menschlichen Gedanken nichts mehr zu hoffen war. Aber ihre Tröstungen und Worte richteten nichts aus und fanden keinen Glauben bei der betrübten Mutter und den wehklagenden Geschwistern. Die dunkle Nacht war hereingebrochen. Das Heulen und Brausen des aufs neue losbrechenden Sturmes erschütterten die Herzen um so mehr, als sie dadurch an jene grausige Nacht erinnert wurden, in welcher ihr Mann und Vater in den tobenden Meereswogen versunken und gestorben war. Sie sahen im Geiste den Schiffbruch mit allen den Schrecken, die ihn begleiteten, und hatten nur noch den einen Wunsch, daß die irdische Hülle des Geliebten auf ihrem stillen und friedlichen Kirchhofe, und nicht auf dem schaurigen Grunde des tobenden Meeres, ruhen möchte.

Eine halbe Stunde von dem Häuschen der Familie Anderson entfernt stand eine einsame Hütte, in welcher eine fromme Witwe wohnte. Sie hatte keine Kinder und keine Verwandten mehr. Ein ähnlicher Schiffbruch hatte sie schon vor mehreren Jahren ihrer beiden Söhne mit einem Male beraubt. Wenn sie darum auch diesmal nichts zu verlieren hatte, so fühlte sie doch in ihrem Herzen eine um so größere und lebendigere Teilnahme für die Trauernden. Es war ihr an diesem Abend, als ob sie nicht eher schlafen könnte, als bis sie noch weitere Nachrichten über das unglückliche Ereignis und seine Opfer eingeholt habe. Sie hüllte sich darum in dichte, warme Kleider und ging nach einem benachbarten Hause, wo ein kleiner Kramladen gehalten wurde, und wo auch die Post die wenigen Briefe für die ganze Umgegend abzugeben und niederzulegen pflegte. Richtig, da war ein Brief mit der Aufschrift: An Frau Anderson! Er war freilich schwarz gesiegelt und schien darum keine freudige Nachricht zu enthalten. Aber die Wittwe ließ sich den Brief dennoch geben und versprach, ihn sogleich am nächsten Morgen der trauernden Frau zu überbringen. Als sie wieder in ihre Hütte und zu ihrem einsamen Herde zurückgekehrt war, setzte sie sich hin, besah sich den schwarzgesiegelten Brief von allen Seiten und machte sich allerhand Gedanken darüber, was wohl in demselben stehen möchte.

Bevor ich die Geschichte weiter erzähle, muß ich hier einen Umstand erwähnen, der für uns allerdings ziemlich befremdlich ist. Die einfachen und harmlosen Bewohner der Shetland-Inseln schreiben jahraus, jahrein sehr wenige Briefe, und diese wenigen enthalten fast niemals irgend ein Geheimnis. Der Freund oder Nachbar, dem durch irgend welche Veranlassung ein fremder Brief in die Hände

kommt, macht sich darum gar kein Gewissen daraus, denselben zu erbrechen und zu lesen, wenn er eine Nachricht darin vermutet, über die er gern etwas Näheres und Gewisses erfahren möchte. Und der eigentliche Empfänger des Briefes nimmt es wiederum durchaus nicht übel, wenn er denselben erbrochen und geöffnet erhält, sondern findet in diesem Umstande nur einen Beweis freundschaftlichen Wohlwollens und nachbarlicher Teilnahme.

Da saß nun die Witwe und besah sich noch immer jenen Brief von allen Seiten. Sie fragte sich, ob sie nicht jetzt noch, so spät es auch wäre, zu der trauernden Familie gehen und ihr das Schreiben überbringen sollte. Aber sie bedachte, daß Frau Anderson schwach und leidend war, und daß darum ihr Besuch in der Nacht sie um so mehr erschrecken und ihr vielleicht sogar schaden könnte. Gewiß war es besser, der armen Frau und ihren Kindern für diese Nacht ein wenig Ruhe zu gönnen, als durch den Brief und seinen Inhalt sie vielleicht zu neuen Klagen zu erwecken. Überdies war das Wetter rauh und unfreundlich. Ein stürmischer Westwind jagte düstere Wolken an dem Himmel dahin. Eisige Hagelkörner rasselten und prasselten hernieder. Die Blitze zuckten durch die dunkle Nacht, und die wilden Meereswogen brausten dazwischen in dumpfen und grollenden Tönen. Es war ein schweres Stück für eine alte, schwache Frau, noch in dieser Nacht und in solchem Wetter die Nachbarn zu besuchen. Da kam der Witwe plötzlich der Gedanke, ob nicht der Brief trotz des schwarzen Siegels dennoch eine freudige Nachricht enthalten und bringen könnte. Wenn nun Anderson noch lebte und dies den trauernden Angehörigen durch die Zeilen von seiner Hand anzeigte! Jetzt konnte sie keinen Augenblick länger zögern. Sie erbrach

den Brief und las mit staunender Freude die eigenhändige Unterschrift des betrauerten Mannes und die wunderbare Nachricht, daß ihn der barmherzige Gott durch ein versperrtes Thürschloß vom Tode gerettet hatte.

Meine kleinen Leser und Leserinnen werden hier natürlich fragen, warum Anderson nicht lieber selbst mit jenem Schiffe gekommen war, welches den Brief nach der Insel Unst gebracht hatte. Wenn ich eine erdichtete Geschichte schriebe, so würde es mir gar nicht schwer fallen, hierfür den einen oder andern Grund zu erfinden. Da aber diese Geschichte buchstäblich wahr ist, so kann ich hier nur die wirkliche Thatsache erzählen. Die Antwort aber auf jene Frage kann ich nicht geben, da meine Nachrichten mich in dieser Beziehung gänzlich im Stich gelassen haben.

Nun besann sich die gutmütige Frau nicht länger, sondern eilte hinaus in die stürmische und dunkle Nacht, um der trauernden Nachbarin den Brief mit der fröhlichen Nachricht zu bringen. Die Mitternacht war bereits vorüber, als sie an der Thüre des befreundeten Hauses anklopfte und von der Familie, die noch in tiefer Betrübnis beisammen war, ohne weiteres eingelassen wurde. „Lobet den Herrn, und preiset seinen heiligen Namen!“ das waren die ersten Worte, mit denen die fromme Frau, triefend und halb erstarrt, in die Hütte trat. Dann brach sie in Thränen aus und verkündete die fröhliche, die glückliche Botschaft. Wer möchte, wer könnte die Bewegung und den Jubel beschreiben, welche die unverhoffte Kunde bei der Frau Anderson und ihren Kindern erregte? Dankbar und jubelnd beugten sie vor allen Dingen ihre Kniee, um den Gott aller Barmherzigkeit und alles Trostes betend mit einander zu preisen. Dann aber fielen sie sich gegenseitig in die Arme

und beglückwünschten sich unter einander zu der wunderbaren Rettung des geliebten Mannes und Vaters. Was fragten sie danach, wenn auch die sauer erworbenen Ersparnisse mehrerer Jahre mit dem Schiffe zu Grunde gegangen waren? Er lebte ja noch, und das war die Hauptsache, und seine Kinder wollten gern aus allen Kräften arbeiten und sich mühen, um das Verlorene wieder zu gewinnen, damit der Vater nicht aufs neue die Heimat verlassen und sich wieder solchen und ähnlichen Gefahren aussetzen müßte. Wir aber wissen, daß auch diese Sorge ganz unnötig war, indem Anderson seine Brieftasche und damit beinahe sein ganzes Vermögen gerettet hatte.

Wenige Tage darauf kehrte der so wunderbar gerettete Mann selber in die Arme seiner Lieben zurück. Das war ein Jubel und eine Freude, als sie ihn nun mit ihren eigenen Augen sahen und mit ihren Küssen begrüßten! Anderson aber ließ vor allen Dingen sein Weib und seine Kinder sich um den Tisch sammeln, auf welchen er die Hausbibel gelegt hatte. Er las den 107. Psalm mit tiefbewegtem Herzen und mit vor Freude bebenden Lippen. Da kam er auch an die Verse: „Die mit Schiffen auf dem Meer fuhren und trieben ihren Handel in großen Wassern; die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder im Meer — und er sie zu Lande brachte nach ihrem Wunsch: die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut.“ Und nun sank die glückliche Familie auf ihre Kniee nieder, und das Dankgebet des Hausvaters pries jubelnd den Gott aller Gnade, der bald eherne Thüren zerbricht und eiserne Riegel zerschlägt, bald aber auch Wege verzäunt und Schlösser versperrt, um seinen Kindern zu helfen und sie aus Not und Tod zu erretten.

Die schwimmende Glasflasche.

Konrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, welcher in einer kleinen Stadt des Hessenlandes sein schönes und heiliges Amt verwaltet hatte. Leider hatte der arme Knabe seinen Vater und ebenso seine Mutter durch einen frühzeitigen Tod verloren. Ein wackerer Oheim hatte sich über den Verlassenen erbarmt und ihn in seine Erziehung und Pflege genommen. Konrad zeigte bereits in der Schule sehr schöne und treffliche Anlagen. Seine Lehrer ermunterten ihn in seinem Wunsche, zu studieren. Der Oheim besaß freilich ebenso wenig wie sein Neffe Vermögen. Aber er vertraute auf Gott den Herrn, der zur rechten Zeit Mittel und Wege an die Hand geben werde, und stimmte darum mit Freuden den Ratschlägen der Lehrer und den Wünschen seines Neffen zu. Dieser arbeitete mit großem Fleiß und Eifer und konnte darum endlich mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene und fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihn freundlich unterstützte und ihm sein Durchkommen, so viel er nur konnte, erleichterte. Aber sein Gönner erhielt nicht lange darauf einen ehrenvollen Ruf an eine andere Universität und entschloß sich, demselben zu folgen. Und so stand der arme Konrad bald wieder allein und hatte nichts, als was der Oheim ihm dann und wann gab, oder was er durch Unterricht in fremden Häusern sich mühsam verdiente.

Doch, es sollte noch schlimmer kommen. Der Oheim, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel red-

lich, aber zugleich kärglich, ernährt hatte, starb plötzlich. Sein sehr geringer Nachlaß fiel natürlich seinen unmündigen Kindern anheim. Für den armen Konrad blieben nur einige Goldstücke und alte Silbermünzen übrig. Der Oheim hatte ihm dieselben zu Weihnachten und am Geburtstage geschenkt und sie sorgfältig in einem Papiere verwahrt, worauf er den Namen seines Neffen geschrieben hatte. Die ganze Erbschaft betrug an Wert nicht mehr als 42 Gulden ($25). Dies war alles, was dem armen Jüngling für die Vollendung seiner Studien auf der Universität geblieben war. Die Thränen aber, welche Konrad am Sarge seines geliebten Oheims weinte, waren nicht Thränen des Kleinmutes und der Sorge, sondern die Opfer dankbarer Liebe und kindlicher Treue gegen den väterlichen Freund und Wohlthäter seiner Jugend. Er war im ersten Augenblicke sogar entschlossen gewesen, die kleine Summe den Kindern seines Oheims zu überlassen. Aber der Vormund derselben redete ihm herzlich zu, das Geld als das letzte Darlehen des Verstorbenen zu behalten. Wenn ihm Gott, woran ja kein Zweifel sei, dereinst ein Amte beschere, welches ihm genügendes Auskommen biete, dann solle er das kleine Erbteil, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen. Da dieser Vorschlag dem Jüngling einleuchtete, und dieser überdies durch die Not dazu gedrungen wurde, so folgte er demselben mit dem festen Vorsatze, auch diese Wohlthat dereinst den Kindern seines Oheims reichlich zu vergelten.

Konrad Balding kehrte von dem Grabe seines Pflegevaters wieder nach der Universität zurück. Er verdoppelte jetzt seinen Fleiß, während er sich in seinen bisher schon sehr mäßigen Ausgaben noch immer mehr einschränkte. Wußte

er doch, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte und aufbewahrte Summe das Einzige war, was ihm zur Fortsetzung seiner Studien geblieben war. Es kamen nun freilich Zeiten großer und schwerer Bedrängnis für den armen Jüngling. Der Winter brach mit Frost und Kälte herein. Konrad wagte es nicht, von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in der Universitätsstadt selten und teuer war. Zu seinem Glücke erbarmte sich der Hauswirt, ein wackerer Schmiedemeister, seines jungen Mieters, welchen er um seines Fleißes und bescheidenen Wesens willen herzlich lieb gewonnen hatte. Da ihn sein Beruf fast den ganzen Tag an die Werkstätte fesselte, so gestattete er unserm Konrad von Herzen gern, sich so lange, als er wollte, in seiner warmen Stube aufzuhalten, wo er in aller Behaglichkeit lesen und schreiben und alle seine Studien treiben konnte.

Endlich ging der rauhe Winter vorüber, in welchem der fleißige Student viel gearbeitet und wenig gegessen hatte. An jedem Sonntage war er freilich von seinem wackeren Hauswirte zum Mittagsessen eingeladen worden und hatte es sich am Tische des freundlichen Mannes dann wohlschmekken lassen. Aber in den übrigen Tage der Woche hatte er sich fast immer mit Kartoffeln, Brot und Obst begnügen müssen. Dennoch war trotz aller seiner Sparsamkeit die kleine Summe, die ihm der Oheim hinterlassen hatte, beinahe schon zur Hälfte aufgezehrt. Da er sich jetzt einige Kleidungsstücke, namentlich Stiefel, kaufen mußte, deren er sehr nötig bedurfte, so blieb ihm nur sehr wenig davon übrig. Seine Studien waren aber noch lange nicht beendet, da er wenigstens noch anderthalb Jahre auf der Universität verweilen mußte. Da konnte ihm freilich manchmal angst

und bange werden, was er essen und trinken und wovon er sich kleiden sollte. Aber Konrad Balding war ein frommer und gottesfürchtiger Jüngling und tröstete sich darum in allen seinen Sorgen mit seinem Lieblingsverse:

Der mich hat bisher ernähret
Und so manches Glück beschéret,
Ist und bleibet ewig mein;
Der mich wunderlich geführet
Und noch leitet und regieret,
Wird forthin mein Helfer sein.

Und er sollte sich in diesem Vertrauen auch nicht täuschen und betrügen.

In dem kleinen Städtchen, da er geboren war, lebte noch sein Pate. Derselbe war ein Lehrer an der Stadtschule. Gott hatte den wackeren Mann zwar mit Kindern reichlich gesegnet, ihm aber sonst von irdischen Gütern nur ein sehr geringes Teil beschieden. Der Lehrer hatte seinen Paten durch einen Handelsmann, welcher die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, mehrere Male freundlich eingeladen, daß er ihn doch einmal während der Ferien besuchen möchte. Konrad, welchem jeder Beweis der Freundlichkeit und Liebe in seiner Verlassenheit unbeschreiblich wohl that, hatte sich schon längst vorgenommen, dieser Einladung Folge zu leisten. So machte er sich denn in den Osterferien wirklich auf den Weg. Ein gutes Buch und etwas Wäsche, das war alles, was er zu tragen hatte. Er schritt munter und frisch auf der Straße nach der Heimat dahin und traf schon am Abend des nächsten Tages bei seinem alten Paten ein, der ihn mit inniger Freude und herzlicher Liebe in seinem Hause empfing und aufnahm.

„Warum", so fragte der wackere Lehrer eines Tages den Jüngling, „warum entschließest du dich denn nicht zu einer Reise nach Holland? Dein Großvater, obgleich er von Geburt ein Hesse war, hat mehrere Jahre in Amsterdam gewohnt, und ich weiß es aus dem Munde deines seligen Vaters, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von dir leben. Es wäre ihnen etwas sehr Kleines, dir das Wenige zu geben oder doch zu leihen, was du zur Vollendung deiner Studien noch brauchest. Übrigens wüßte ich auch eine gute Gelegenheit, durch welche du in diesen Tagen für eine geringe Summe, vielleicht ganz umsonst, auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könntest. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohlbekannt und sogar befreundet ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange, auf diesen Vorschlag einzugehen, von dessen Ausführung er sich Unterstützung und Hülfe versprach. Sein Pate, der alte Lehrer, geleitete ihn selbst bis an den Rhein, redete dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld, und wünschte ihm dann unter herzlicher Umarmung Gottes Segen zu seiner Reise.

Das schwere Kornschiff zog freilich seines Weges auf dem Wasser nur sehr langsam dahin. Aber der Frühling hatte milde, schöne Tage gebracht, und die Ufer des Stromes waren überaus anmutig und lieblich. So kam es denn, daß unserm jungen Reisenden die Zeit nicht lang wurde, zumal da er dieselbe noch überdies zum Lesen und Schreiben fleißig benutzte. Endlich war die Stadt Rotterdam erreicht. Konrad verabschiedete sich von dem freundlichen Schiffer, welcher für die ganze Fahrt durchaus kein

Geld von ihm annahm und ihm sogar noch einen wohlfeilen Platz auf einem andern Fahrzeuge verschaffte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam abging.

Auch dieses Ziel wurde glücklich erreicht, und der Jüngling war nun in der großen, fremden Stadt, die durch ihre stattlichen Häuser wie durch den regen Verkehr auf ihren Straßen und Kanälen seine Augen fesselte und seine Verwunderung erregte. Einen holländischen Bürger, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war und etwas Deutsch verstand, hatte er nach einem anständigen und nicht zu teuren Wirtshause gefragt. Der Mann hatte ihm, als sie zusammen einige Straßen durchwanderten, ein Gasthaus gewiesen und empfohlen, welches, wie er sagte, ihm ein behagliches und zugleich ein billiges Unterkommen gewähren würde. Konrad dankte für die Auskunft und trat in das Haus. Hier setzte er sich in eine Ecke der Gaststube, und niemand achtete weiter auf ihn. Als er sich endlich ein Abendbrot bestellte, brachte man ihm weit mehr, als er begehrte und bedurfte. Das Nachtlager, welches man ihm anwies, war so reinlich und bequem, wie er seit langer Zeit, wenigstens auf dem Schiffe, keines gehabt hatte. Der Jüngling, der von der langwierigen Reise ziemlich ermüdet war, schlief hinter seinen Bettvorhängen bis in den hellen, lichten Morgen hinein. Als er endlich erwachte, sah er mit Schrecken und zu seiner großen Beschämung, wie spät es schon war. Er stand auf und bestellte sich das Frühstück, um dann so bald als möglich seine Verwandten in der Stadt Amsterdam aufzusuchen. Nach dem Frühstücke bat er um seine Rechnung, die ihm auch sofort ausgestellt und gebracht wurde. Die Preise auf derselben waren durchaus nicht mäßig, wie er gehofft hatte, sondern sehr hoch zu nennen. Und als er die

geforderte Summe bezahlt hatte, war sein Reisegeld fast ganz und gar dahin. Wie sollte es ihm in dem fremden Lande und unter den Leuten, die nicht einmal seine Sprache verstanden, schließlich ergehen, wenn er seine wohlhabenden Verwandten nicht fand, oder wenn dieselben ihm ihre Unterstützung versagten? Es wollte ihm bange, sehr bange werden in seinem Herzen, und er hatte genug zu thun, um allen Kleinmut und alle Sorgen in frischem und fröhlichem Gottvertrauen zu überwinden. So nahm er denn sein kleines Reisebündel auf die Schultern und den Wanderstab in seine Hand, um in Gottes Namen die Straßen der großen Stadt durchzuwandern und das Haus seiner Verwandten aufzusuchen.

Schon in Rotterdam, wo noch der gutmütige Schiffsmann sein Ratgeber und Führer gewesen, hatte sich Konrad nach den in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt. Er hatte bei dieser Gelegenheit erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein Stiefbruder seiner Mutter, schon längst gestorben, daß aber dessen Sohn noch am Leben und ein reicher Kaufmann sei, welcher überdies eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Handlungsdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau angeben lassen. Er fragte jetzt einen müßig an der Straße stehenden Mann nach dem ihm bezeichneten Hause. Dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße bis zu dem angegebenen Orte. Als sie endlich das Ziel erreicht hatten und ihm der Jüngling für seine Mühe herzlich danken wollte, verlangte er für den geleisteten Dienst einen halben Gulden. Trotz aller Bitten und Vorstellungen ging er auch von seiner Forderung nicht ab, so daß Konrad, der sich nur sehr mühsam mit ihm verständi-

gen konnte, ihm endlich das Geld gab, um dadurch allen weiteren Verdrießlichkeiten und Umständen in dem fremden Lande zu entgehen.

Schüchtern trat der arme Jüngling in das stattliche und prachtvolle Haus seiner reichen Verwandten. Er tröstete sich in seiner Schüchternheit damit, daß er ja nicht bloß zu seinem Vetter, sondern noch obendrein zu einem Landsmanne komme, der das deutsche Blut gewiß nicht verleugnen und verlassen werde. Er fragt nach dem Herrn des Hauses, und man weist ihn nach dessen Arbeitsstube. Hier klopft er bescheiden und höflich an. Eine Stimme ruft auf holländisch: Herein! Konrad tritt ein und bleibt einige Zeit unbeachtet an der Thüre stehen. In der Stube sitzen und stehen mehrere Männer und Jünglinge, die emsig schreiben und rechnen, und von denen kein Einziger sich um den Eintretenden kümmert. Endlich kommt einer der jungen Leute auf ihn zu und fragt ihn nach seinem Begehren. Er läßt sich nun zu dem Herrn des Hauses hinführen, nennt diesem seinen Namen und erzählt in wenigen Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter mustert den Jüngling, der anständig, aber ziemlich dürftig gekleidet ist, eine ganze Weile mit scharfen Blicken vom Kopfe bis zum Fuße. Dann ergreift er wieder seine Feder, die er vorhin bei Seite gelegt hat, und schreibt einige Zeilen, wie wenn er nichts gesehen und gehört hätte. Hierauf blickt er wieder den Jüngling an, als ob er sich darüber verwundere, daß dieser noch nicht fortgegangen sei, und fragt mit sehr kaltem und gleichgültigem Tone: „Nun? und was ist denn Ihr Begehren?“ Da steigt dem armen Konrad brennende Schamröte in seine Wangen, und heiße Thränen treten in seine Augen. Er kann die vorgelegte Frage um deswillen nicht sogleich beant-

worten. Einer der andern Herren aber, ein Schwager des reichen Vetters, spricht sehr laut von deutschen Bettlern und Betteleien und greift nach einigen Stück kleiner Silbermünze, die vor ihm liegt, um den lästigen Gast damit abzuspeisen. Dieser aber, über solche Behandlung hoch entrüstet, verbeugt sich kurz und kalt und eilt dann zum Zimmer hinaus. Die beiden Männer aber lassen sich dadurch nicht stören, sondern schreiben, als ob gar nichts vorgefallen wäre, ganz kalt und gleichgültig in ihren Büchern weiter.

Als Konrad wieder auf der Straße stand, ließ er seinen Thränen freien Lauf über die unwürdige Behandlung, die ihm widerfahren war. Nun aber entstand die Frage, was er jetzt beginnen sollte, da ihm die Hoffnung, die ihn zur Reise nach Holland getrieben, so plötzlich zu Schanden geworden war. Die Mittagsstunde war schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen Gelde, welches ihm noch geblieben war, sich heute sättigen, und noch viel weniger, wie er davon die Kosten für ein Nachtlager, ja zuletzt die ganze Rückreise nach Deutschland bestreiten sollte. Endlich kommt er auf den Gedanken, aus der großen und teuren Stadt so schnell, wie möglich, hinauszueilen und in einem der benachbarten Dörfer ein wohlfeileres Unterkommen zu suchen. So irrt er durch die Straßen und Gassen, über die Brücken und Kanäle von Amsterdam dahin. Er wagt es nicht wieder, einen der Vorübergehenden um seinen Weg zu fragen, weil er fürchtet, daß die Antwort ihm ebenso teuer zu stehen kommen möchte, wie das am Vormittage der Fall gewesen war. Es ist ja schließlich auch ganz gleichgültig, wohin er kommt, wenn er nur erst das teure Pflaster hinter sich hat und in irgend einem ländlichen Wirtshause einkehren kann. Unter den vielen und sorgenden Gedanken, die ihn

ganz und gar einnehmen, achtet er auch nicht weiter auf seinen Weg. Und so kommt er endlich an den Strand der Zuyder-See. Die Meereswogen rauschen schäumend und brausend daher. Die Zeit der Ebbe ist vorüber; mächtig und immer mächtiger drängt sich die Flut zum Lande. Die Krähen und Raben, die sich auf dem vom Wasser entblößten Grunde reichlich gesättigt haben, fliegen laut krächzend von dannen, da die brausenden Wogen ihren Tisch wieder bedecken. Konrad Balding steht eine Weile sorgend und sinnend am Strande des Meeres. Er sieht dem Fluge der Vögel und dem brausenden Heben und Sinken der mächtigen Wellen zu. Und sein Herz wird ihm leichter und immer leichter in dem Gedanken: „Der Gott, der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget und das Schreien der jungen Raben erhöret, der wird auch mich nicht verlassen noch versäumen; er wird mir heute und morgen mein Stücklein Brot bescheren und mich in Frieden wieder heimführen in mein liebes Vaterland."

Darüber wird sein Herz wieder fröhlich und guter Dinge, und er will sich eben sein Lieblingslied singen, um auch die letzte Sorge von sich zu treiben. Da sieht er, daß die höher und immer höher anschwellende Flut eine Glasflasche zum Lande treibt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist die Flasche schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes. Konrad, der an einer günstigen Stelle steht, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest, und es gelingt ihm endlich, sie gänzlich herauszuziehen. Als er sie nun in der Hand hält und von allen Seiten betrachtet, entdeckt er, daß die Flasche ein Papier umschließt, dessen Aufschrift durch das Glas hindurch ganz deutlich zu lesen ist. Sie enthält den Namen

und die Wohnung eines Kaufmanns in Amsterdam. Sonst aber ist die Flasche leer, und oben an ihrer Öffnung wohl verwahrt und dicht versiegelt. Er wirft sie auf die Erde, und will sie eben mit seinem Stocke zerschlagen, damit er das Papier herausnehmen und lesen kann. Da hält jemand seine Hand fest und hindert ihn dadurch an seinem Vorhaben. Er wendet sich rasch und fragend um. Ein freundlicher Mann, der im Vorübergehen ihm zugesehen und sich dann unbemerkt ihm genähert hat, redet zu ihm einige holländische Worte. Da er aber sieht, daß Konrad diese Sprache nicht recht versteht, so fährt er bald in deutscher Sprache fort: „Junger Freund, zerschlagen Sie die Flasche nicht, sondern tragen Sie dieselbe schnell und unverändert zu dem Manne, dessen Namen Sie auf diesem Zettel sehen und lesen."

„Was ist das mit dieser Flasche? und warum soll ich sie nicht zerbrechen?" fragte Konrad.

„Die Frage verrät", antwortete der Fremde, „daß Ihnen die Schiffahrt mit ihren Sitten und Gebräuchen noch unbekannt und fremd ist. Wenn die Seeleute den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor Augen sehen, dann schreiben sie die letzten, wichtigen Nachrichten, die sie in ihre Heimat schicken möchten, auf ein Blatt Papier. Das Schriftstück stecken sie dann in eine leere Flasche, welche sie fest verwahren und versiegeln und hernach in das Meer werfen. Die Flasche geht nicht zu Grunde, wie sehr sie auch von den Wogen des Meeres hin und her geworfen wird. Endlich treibt sie die Meeresflut doch hier oder dort an das Land. Wer sie aber findet, der hat die ernste und heilige Pflicht, sie an den Ort und das Haus abzuliefern, welche die inwendige Aufschrift bezeichnet."

Nun wußte Konrad, was es mit dieser Glasflasche für ein Bewenden hatte, und war sogleich entschlossen, dieselbe sofort und persönlich an den bezeichneten Ort zu bringen. Er wandte sich von dem Strande langsam wieder nach der großen Stadt zurück, die er vor einigen Stunden, wie er hoffte, für immer verlassen hatte. Nach einer langen und beschwerlichen Wanderung findet er endlich das Kaufmannshaus, das auf dem Papier in der Flasche genannt, und dessen Lage ihm von dem Manne am Strande genau beschrieben worden war. Es ist unterdessen Abend geworden, und er tritt mit einigem Bangen in das fremde Haus. „Dort warst du bei Verwandten und Landsleuten", so spricht er zu sich selber, „und du bist doch so stolz und verächtlich behandelt worden; wie wird es dir hier erst bei den fremden Leuten ergehen?" Er überwindet aber alle Bangigkeit und bestellt einem der Diener, daß er den Herrn des Hauses in einer wichtigen Angelegenheit sprechen wolle. Dieser führt ihn in ein hell erleuchtetes Zimmer. Ein freundlicher, alter Herr nimmt die Flasche in Empfang und bittet Konrad, während er dieselbe öffnet, sich niederzusetzen. Nachdem er das einliegende Papier gelesen, sagte er in ziemlich geläufigem Deutsch: „Gott sei Lob und Dank, wir haben jetzt neuere und bessere Nachricht. Unser Schiff, welches in jener Stunde, als man die Flasche in das Meer warf, sich in großer Gefahr befand, ist durch Gottes Gnade gerettet worden und liegt bereits im sicheren Hafen vor Anker. Dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen sein, und ich danke Ihnen herzlich dafür."

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie mit einigem

Widerstreben, aber doch dankbar und freudig annahm. Er grüßte den freundlichen Geber bescheiden und ehrerbietig. Dann wollte er sich eben wieder entfernen, als der Kaufmann ihn noch einmal zurückrief und nach seinem Namen und Vaterlande fragte.

„Ich heiße Konrad Balding", antwortete der junge Mann, „und bin aus Hessen gebürtig."

„Wie?" fragte der alte Herr, indem seine Augen plötzlich wie von einer großen Freude leuchteten, „ist Ihr Vater nicht Prediger in N——?" Er nannte den Namen von Konrads Geburtsstadt.

„Mein Vater", erwiderte der Jüngling, „war allerdings Prediger an diesem Orte, aber er ist schon vor beinahe zehn Jahren daselbst gestorben."

„Und Ihre Mutter?" war die weitere Frage.

„Auch meine Mutter ist schon lange tot; sie hat den treuen Gatten und Vater nur wenige Monate überlebt."

Da umarmte der Kaufmann den überraschten Jüngling unter wehmütigen Freudenthränen und sprach: „So heiße ich Sie in meinem Hause von ganzem Herzen willkommen. Ihr seliger Vater hat mich, da ich einst als armer, kranker Soldat in sein Pfarrhaus kam, sechs Wochen lang wie ein Bruder beherbergt und behandelt. Seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben. Ja, was noch viel mehr ist, seinem gesegneten Umgange, seinem treuen Worte und frommen Vorbilde verdanke ich noch ein anderes, ein besseres Leben in meiner Seele. Ich bin durch ihn aus schweren jugendlichen Verirrungen zu mir selber und zu meinem Gott und Heiland gekommen. Später hat mich der Herr in dieses Haus hier geführt, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater geworden ist. Der

gnädige Gott hat mich in meinem Leben reichlich gesegnet. Aber niemals kann und werde ich vergessen, was Ihr seliger Vater an mir gethan und in mir bewirkt hat. Gott sei Dank, daß ich es ihm wenigstens in seinem Sohne vergelten kann. Und nun kommen Sie mit mir zu meiner Familie, die den Sohn meines leiblichen und geistlichen Wohlthäters sehen und kennen lernen muß!"

Konrad Balding fühlte sich in dem Hause des edlen Holländers und seiner liebenswürdigen Familie bald so heimisch, als sei er von Kindesbeinen an dort aufgewachsen und erzogen. Die Zeit der Ferien ging aber schließlich doch zu Ende, und der Jüngling mußte an die Heimreise denken. Wie groß war sein Erstaunen und seine Freude, als er am Tage vor seiner Abreise einen großen Koffer, mit Kleidern und Wäsche gefüllt, auf seinem Zimmer fand und von dem alten Herrn noch obenein eine Anweisung erhielt, nach welcher ihm von einem Handelshause in Kassel bis zur Vollendung seiner Studien vierteljährlich zweihundert holländische Gulden ausgezahlt werden sollten! Mit tiefer Rührung und inniger Dankbarkeit schied er von dem väterlichen Freunde und seiner Familie. Aber der Abschied geschah nicht für immer. Als der Jüngling die Universität verlassen und seine Prüfung ehrenvoll bestanden hatte, folgte er der abermaligen Einladung seines Wohlthäters noch Holland. Hier erhielt er durch Gottes Fügung auch bald ein Amt, in welchem er unter großem Segen bis zu seinem Ende gewirkt hat. Die Tochter seines väterlichen Freundes wurde seine geliebte und treue Gattin. Er hat mit ihr in einer sehr glücklichen und friedlichen Ehe gelebt, und Gott der Herr hat ihn mit irdischen Gütern reichlich gesegnet. Er konnte den Kindern seines treuen Pflegevaters und Oheims in

Hessen mit reichen Zinsen wieder erstatten, was ihr Vater in aller seiner Armut dereinst an ihm gethan hatte, und er hatte auch die große Freude, daß sie brave Leute wurden, die dem väterlichen Namen alle Ehre machten. So mancher Deutsche hat in der Familie des trefflichen Mannes herzliche Gastfreundschaft empfangen und erfahren. Er erzählte dann gern, wie wunderbar ihn der gnädige und getreue Gott nach Holland geführt und hier aus großer Not errettet hatte. An dem schönen und großen Hause, welches er in Amsterdam besaß und bewohnte, stand oben in goldenen Buchstaben jener Spruch, dessen Wahrheit Konrad Balding so augenscheinlich und handgreiflich erfahren hatte: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“ Die Glasflasche aber, die er dereinst am Strande der Zuyder-See gefunden, blieb für alle Zeiten ein teures Kleinod seiner Familie, ein kostbares Denkmal der göttlichen Hilfe und Gnade.

Herzog Moritz Wilhelm.

So ziemlich in der Mitte zwischen den beiden Städten Merseburg und Skeuditz liegt das kleine Dorf Weßmar, das dem Wanderer schon von weitem durch seinen wunderlichen Kirchturm mit dem riesigen Knopfe oben darauf in die Augen fällt. Nördlich davon erheben sich ziemlich ansehnliche Höhenzüge mit dem stattlichen Dorfe Röglitz. Hier war einst der Lieblingsaufenthalt der Herzöge von Sachsen-Merseburg, die in ihrem Schlosse daselbst manches glänzende Fest gefeiert haben. Das Schloß ist nun freilich

in Schutt und Trümmer gefallen. Aber noch steht das herzogliche Winzerhaus, in welchem vor Jahrhunderten der so berühmte Röglitzer Wein gekeltert wurde. Und die Traube gedeiht und reift noch heute auf den sonnigen Bergen jener freundlichen Gegend.

Einer der größten Wohlthäter des Dorfes und der Gemeinde Röglitz war der vorletzte Herzog von Sachsen-Merseburg, Moritz Wilhelm, ein ziemlich wunderlicher, aber dabei von Herzen gottesfürchtiger und gutmütiger Herr. Er gefiel sich darin, in allerlei Verkleidungen durch die Städte und Dörfer seines kleinen Ländchens umher zu wandern und allerhand Abenteuer auf die Weise zu erleben. Wo er aber entdeckte, daß seine Beamten und Diener irgendwie ihre Pflicht verletzt hatten, da strafte er dann auch ohne jegliches Ansehen der Person und mit nachdrücklicher Strenge. Daher kam es, daß Herzog Wilhelm von seinen Unterthanen ebenso wegen seiner Strenge gefürchtet wie um seiner Mildthätigkeit willen geliebt und verehrt wurde.

Im Jahre 1730 war der Pfarrer in Röglitz gestorben. Sein Tod war dem Herzoge, welcher den treuen Diener des göttlichen Wortes geliebt und geachtet hatte, ein sehr schmerzlicher Verlust. Um so mehr war er nun darauf bedacht, einen würdigen Nachfolger für das Amt zu suchen und zu wählen. Diese Sorge konnte und wollte er keinem seiner Beamten überlassen, sondern nach reiflicher Prüfung aller Bewerber sich selber für den Würdigsten unter ihnen entscheiden. In der Zwischenzeit aber, bis die Wahl getroffen und die Stelle wieder besetzt war, mußten die benachbarten Pfarrer Sonntag für Sonntag in der Kirche zu Röglitz und vor dem Herzoge predigen. Unter ihnen war auch der Pfarrer von Weßmar, Magister Adam Hänschkel,

ein frommer und trefflicher Mann. Seine Predigt hatte dem Herzoge überaus wohlgefallen, und er hatte nach dem Gottesdienste die Kirche still und nachdenklich verlassen, sich aber um den Prediger selbst nicht weiter bekümmert.

Einige Tage darauf erschien im Pfarrhause zu Weßmar ein schlicht gekleideter Mann und begehrte den Magister Hänschkel zu sprechen. Dieser war schon seit mehreren Jahren Witwer, und seine einzige Tochter Christine verwaltete sein Hauswesen mit verständigem Sinne und in aller Liebe und Treue. Sie teilte dem Fremden mit, daß der Vater schon am frühen Morgen nach Merseburg gefahren sei und wahrscheinlich erst am Abend wieder heimkehren werde.

„Das thut mir leid", erwiderte der Unbekannte. „Ich habe einen ziemlich weiten Weg gemacht, liebes Kind, um Ihren Vater zu sprechen, und bin davon etwas müde geworden. Darf ich mich hier wohl ein wenig ausruhen?"

„Gewiß, lieber Herr", antwortete die Pfarrerstochter freundlich, indem sie ihm die Stubenthür öffnete. „Treten Sie näher und setzen Sie sich auf des Vaters Sorgenstuhl." Hierauf rief sie die Magd und befahl ihr, zur Erquickung des Fremden einen frischen Trunk aus dem Keller herauf zu holen.

„Sie sind die Tochter des Herrn Pfarrers, nicht wahr?" fragte der Gast, nachdem er sich niedergesetzt hatte.

„Seine einzige Tochter, Namens Christine", war die Antwort.

„Es freut mich", versetzte mit väterlicher Vertraulichkeit der Fremde, „daß der Herr Magister eine so hübsche und hoffentlich auch fromme Tochter hat. Ich liebe und ehre Ihren Vater, wie er es verdient. Leider scheint dies bei andern Leuten nicht so der Fall zu sein, da er sonst schon

längst eine viel bessere Pfarrstelle erhalten haben würde."

„Die Pfarrstelle hier in Weßmar ist freilich eine der schlechtesten in der ganzen Gegend", antwortete Christine; „aber ich glaube, der Vater wird auch niemals eine bessere erhalten. Es fehlt ihm eben an Fürsprache und vornehmen Gönnern, ohne welche nun einmal kein rechtes Fortkommen möglich ist. Aber trotzdem, daß er arm ist, hält ihn seine Gemeinde lieb und wert; denn er ist ein wahrer Gottesmann, der auch für seine Person nach dem Worte lebt und wandelt, welches er verkündigt."

Der Fremde nickte freundlich mit dem Kopfe, als wenn er die Rede des Mädchens bestätigen wollte, und fragte dann: „Will sich der Herr Magister denn nicht um die Pfarrstelle in Röglitz bewerben?"

„Da würde er bei dem Merseburger Brummbär schön ankommen", erwiderte lachelnd Christine. „Der befördert nur solche Männer, die ihm nach dem Munde reden. Hat er doch am letzten Sonntage, wo mein Vater vor ihm gepredigt hat, ihn nicht einmal zur Tafel laden lassen, wie es eigentlich die Höflichkeit erfordert hätte. Ich sollte doch meinen, daß in seiner herzoglichen Küche noch so viel Vorrat gewesen wäre, um einem bescheidenen Pfarrer ein kleines Mittagsessen zu geben. Nicht, als wenn sich mein Vater etwas daraus machte; o nein, er hat kein einziges Wörtlein darüber verloren. Aber ich habe mich über den Merseburger Geizhals geärgert. Das ist keine Art für einen christlichen Fürsten. Und wenn er hier vor mir stände, so wollte ich es ihm in das Angesicht sagen, daß er an mich denken sollte."

„Recht so, mein Kind", antwortete der Fremde und lachte herzlich dazu. „Ich habe jedoch gehört, daß der Herzog die Diener Gottes liebt und ehrt. Es muß wohl ein

absonderlicher Grund gewesen sein, warum er den Magister nicht zur Tafel gezogen hat. Herzog Wilhelm ist manchmal ein wunderlicher Mann, aber im Grunde meint er es doch herzlich gut."

„Das sagt mein Bräutigam, der Kandidat Müller in Schkeuditz, auch", erwiderte Christine. „Er meint, der Herzog wäre freilich ein absonderlicher, aber dabei doch kreuzbraver Herr. Wer Lust hat, kann und mag es glauben. Ich aber bleibe dabei, daß er ein rechter Geizhals ist. Das hat er wenigstens gegen meinen Vater bewiesen, dem er nicht die geringste Erquickung hat vorsetzen oder auch nur anbieten lassen." Der Fremde stand von dem Lehnstuhle auf, blickte durch das Fenster auf den Hof und fragte nach häuslichen und wirtschaftlichen Dingen. Christine wußte ihm auch hierauf zu antworten, wie es sich gehörte, und zeigte, daß sie die Hauswirtschaft aus dem Grunde verstand. Bei diesem Gespräche wußte der Gast es so geschickt einzurichten, daß ihn die Jungfrau in Haus und Hof herumführte. Sie zeigte ihm selbst die Scheunen und die Ställe und führte ihn schließlich auch durch sämtliche Stuben des Pfarrhauses. Besonders lange verweilten beide in der Studierstube des Magisters, wo der Fremde die darin aufgestellten Bücher sorgfältig musterte und auch einen Blick in die auf dem Arbeitstische liegenden Schriften warf. Dabei ging das Gespräch immer frisch und munter weiter. Der Gast war überaus freundlich und wohlwollend und erkundigte sich auch nach dem Bräutigam des Mädchens, dem Kandidaten Müller.

„Wir haben uns schon von Kind auf gekannt und lieb gehabt", sagte Christine. „Sie sollten, lieber Herr, meinen Bräutigam nur einmal predigen hören. Er weiß so zum

Herzen zu sprechen, daß man über seiner Rede alles andere vergißt. Die Leute sagen auch, daß er in diesem Stücke meines Vaters völliges Ebenbild wäre."

„Dann wird es auch gewiß nicht lange dauern", versetzte der Fremde, „daß der Herr Kandidat eine Pfarrstelle erhält und sein Bräutchen mit Freuden heimführt."

„Ach!" seufzte das Mädchen, „darüber wird wohl noch mancher Tropfen Wassers in das Meer fließen. Mein Bräutigam hat ebenso wenig vornehme Gönner wie mein Vater. Aber das schadet auch nichts. Wir sind beide noch jung und können schon noch einige Jahre warten, wenn es unsers Gottes Wille ist."

Unter diesen Gesprächen waren beide bis zur Hausthüre gekommen. Hier wollte der Gast nach freundlichem Gruße und herzlichem Danke sich verabschieden. Da fragte ihn Christine zum Schluß, wer er eigentlich sei, und was er mit seinem Besuche gewollt habe, damit sie doch den Vater nach seiner Heimkehr davon benachrichtigen könne.

„Wer ich bin, und was ich gewünscht habe, wollen Sie wissen?" meinte der Fremde und lachte stillvergnügt dazu. „Nun ja, dies hätte ich Ihnen gleich zu Anfang sagen sollen. Weil Sie aber nicht danach fragten, so habe ich es vergessen. Ich bin der Geizhals von Merseburg. Und damit Gott befohlen!"

Als er diese Worte gesprochen hatte, war der Mann mit schnellen Schritten aus dem Hause und zum Pfarrhofe hinaus und bald darauf vor den Augen des erschrockenen Mädchens verschwunden. Der Geizhals von Merseburg! Das konnte ja niemand anders sein als Herzog Wilhelm, den sie selbst also genannt hatte. Nun fielen ihr die unbesonnenen und übermütigen Worte, die sie geredet hatte,

schwer auf das Herz. Mit stillen Thränen und bangen Seufzern ging sie im Hause umher, und ihre Seele war von großer Furcht erfüllt, daß sie ihren Landesherrn so schwer beleidigt und damit sich selbst und ihren Lieben sicherlich seinen Zorn zugezogen hatte. Als der Vater am Abend nach Hause kam und die Geschichte hörte, schüttelte er darüber unmutig den Kopf. Er schalt sein Töchterlein ganz gehörig aus, daß sie ihre Zunge so wenig im Zaune gehalten hatte. Dann aber that er, was er konnte, um das arme Mädchen über die etwaigen Folgen ihrer Unbesonnenheit zu beruhigen und zu trösten.

Einige Wochen waren seit jenem Besuche vergangen. Im Pfarrhause zu Weßmar war man unterdessen allmählich etwas ruhiger geworden. Dem Magister kamen sogar hier und da einige Zweifel an, ob der Fremde denn auch wirklich der Herzog gewesen sei, wie er und seine Tochter anfänglich geglaubt hatten. Und wenn er es wirklich gewesen war, so hatte er das thörichte Benehmen des unbesonnenen Mädchens gewiß längst wieder vergessen, da er seit jener Zeit ganz und gar nichts von sich hatte sehen oder hören lassen. Da erschien eines Tages im Pfarrhause ein Bote des Superintendenten mit der Anzeige, daß Herzog Wilhelm am nächstfolgenden Sonntage in der Kirche zu Röglitz abermals eine Predigt von dem Magister Hänschkel zu hören wünsche. Darüber war der Pfarrer samt seinem Töchterlein natürlich nicht wenig erstaunt. Allein, dem Wunsche des Landesherrn mußte Folge geleistet werden. Christine schrieb deshalb an ihren Bräutigam, welcher bei dem Rittmeister Pflug in Schkeuditz Hauslehrer war, und bat ihn, für den Vater die Vormittagspredigt in der Kirche von Weßmar zu halten. Der Magister aber ging seinerseits daran, sich für den kom-

menden Sonntag und den Gottesdienst in Röglitz mit allem Fleiße und in aller Treue vorzubereiten.

Der Sonntag war gekommen und Pfarrer Hänschkel hatte vor dem Herzoge und seinem ganzen Hofstaate eine treffliche Predigt gehalten. Am Schluß des Gottesdienstes erschien der Kammerdiener des Fürsten in der Sakristei und meldete, daß Seine Durchlaucht den Herrn Magister hernach in Dero Betstube zu sehen und zu sprechen wünschten. Der Pfarrer ging nun auch mutig, obgleich mit einigem Bangen, dahin, wo der Landesherr seiner wartete. Er fand den Herzog in der Begleitung seines Hofmarschalls von Behr und wurde von demselben sehr freundlich und gnädig empfangen. „Wir haben Sie hierher rufen lassen", begann der Fürst, „um Ihnen Unsre Anerkennung für Ihre Predigt auszusprechen. Sie sind ein tüchtiger Redner, furchtlos und schlagfertig, wie es für einen rechten Gottesgelehrten und Seelsorger sich geziemt. Sie haben Uns auch etliche Male ganz gehörig gestraft wegen des Weintrinkens und hoffärtigen Lebens an Unserem Hofe und wegen anderer Übertretung der göttlichen Gebote. Aber es geschieht an Fürstenhöfen so manches, was sich nicht ändern läßt, und ich hoffe, unser gnädiger Herr im Himmel wird deshalb nicht zu streng mit Uns ins Gericht gehen. Sie trinken doch auch ein Glas Wein, Herr Magister?"

„Wenn ich welchen habe, o ja", versetzte dieser; „aber so wohl wird es einem armen Dorfpfarrer in Weßmar nur sehr selten."

„Nun sehe einer", sprach lachend der Herzog. „Man sagt Uns, Ihr Keller enthalte die trefflichsten Weine, Ihre Studierstube die auserlesensten und kostbarsten Bücher, und Ihr ganzes Hauswesen sei sehr fein und glänzend eingerich-

tet, und nun kommen Sie und versichern Uns das grade Gegenteil davon. Wir werden heute mit Unseren Hofleuten bei Ihnen in Weßmar speisen, um Uns selber von der Wahrheit oder Unwahrheit jener Gerüchte zu überzeugen. Lieber Behr, lassen Sie den Wagen vorfahren! Herr Magister, Sie fahren mit Uns nach dem Winzerhause. Dort wollen wir zuvor ein kleines Frühstück zu uns nehmen und dann sehen, was uns Küche und Keller im Pfarrhause von Weßmar spenden werden."

Der arme Pfarrer war über diese Rede des Herzogs nicht wenig erschrocken. Er sollte seinen Landesherrn und dessen ganzen Hofstaat speisen, und hatte doch nur einen kleinen und einfachen Sonntagsbraten in seiner Küche, und einige Flaschen Naumburger Ausbruch im Keller. „Durchlaucht", so sprach er darum in peinlicher Verlegenheit, „ich weiß die mir zugedachte Ehre gewiß zu schätzen. Dennoch aber muß ich Eurer herzoglichen Gnaden ganz aufrichtig bekennen, daß ich einen so hohen Herrn und so vornehme Gäste durchaus nicht bewirten kann, am allerwenigsten heute, wo nicht die geringste Anstalten dazu getroffen worden sind. Ich muß Eure Durchlaucht deshalb in aller Unterthänigkeit bitten, den ausgesprochenen Vorsatz wenigstens heute nicht auszuführen, indem Eure herzogliche Gnaden sammt Dero Hofleuten sonst gewiß einen nicht sehr erfreulichen Fasttag halten müßten."

„Sie scherzen, Herr Magister", antwortete der Herzog. „Ihre Köchin wird doch gewiß etwas für Sie zum Mittag bereitet haben, und damit werden Wir recht gern vorlieb nehmen. Es bleibt dabei, Wir laden Uns samt Unsern Hofleuten bei Ihnen zu Gaste."

Alles weitere Reden half dem erschrockenen Pfarrer ganz und gar nichts. Der Herzog bestand auf seinem Kopfe, und der arme Magister, wenn er seinen Landesherrn nicht erzürnen wollte, mußte schließlich schweigen. Das Frühstück wurde im Winzerhause eingenommen. Dann aber fuhren drei glänzende Kutschen vor, welche den Herzog und den Pfarrer, sowie den ganzen Hofstaat in kurzer Zeit nach dem Pfarrhause von Weßmar brachten. Man stieg aus, und der Magister sah sich vergebens und in großer Herzensangst nach seiner Tochter und der alten, treuen Magd um. Niemand von seinen Hausgenossen ließ sich sehen, um dem armen Manne mit Rat und Hülfe beizustehen. Kaum war der Herzog in das Haus getreten, so verlangte er, in das Studierzimmer geführt zu werden, um die Büchersammlung des Pfarrers zu sehen.

„Eure Durchlaucht werden huldreichst entschuldigen", versicherte der Hausherr, „meine Studierstube ist in ziemlicher Unordnung und die Bücher sind sehr unbedeutend, kaum des Ansehens wert."

„Davon wollen Wir Uns persönlich überzeugen", antwortete lächelnd der Herzog.

Mit zitternder Hand öffnete der Pfarrer die Thür. Aber welch ein Anblick bot sich dem erstaunten Manne dar! Das Zimmer war mit einfachen, aber sehr hübschen Möbeln ausgestattet, und neben den bereits früher vorhandenen Büchern befand sich rings herum an den Wänden eine wertvolle Sammlung der neuesten und besten Schriften aufgestellt. Der Magister traute seinen Augen nicht und zweifelte fast, daß er in seinem Hause wäre. Der Herzog aber sprach: „Das Zimmerchen ist recht hübsch, nur ein wenig

zu eng. Ist kein Besuchszimmer im Pfarrhause vorhanden?"

„Nein", antwortete der Hausherr. „Nebenan ist allerdings eine große Stube, aber sie ist mit allen möglichen Wirtschaftsvorräten angefüllt."

„Davon müssen Wir Uns durch eignen Augenschein überzeugen", versetzte der Herzog. „Wir finden, daß man sich auf die Versicherungen des Herrn Magisters nicht allzu sehr verlassen kann. Kommen Sie, meine Herren — unser Wirt mag uns das Geleit geben!"

Der Pastor konnte sich nun natürlich nicht länger weigern. In der bezeichneten Stube standen zwar einige bescheidene Möbel, aber der Hausherr wußte auch, daß dieselbe zur Aufbewahrung von Obst, Sämereien und ähnlichen Dingen benutzt wurde. Doch auch hier wartete seiner eine große Überraschung. Die alten Möbel samt den wirtschaftlichen Vorräten waren verschwunden, und die Stube hatte sich in ein behagliches und sogar ziemlich glänzendes Gesellschaftszimmer verwandelt. Ein schönes Sopha samt Tisch und Stühlen, eine Stutzuhr in buntem Porzellangehäuse und zwei zierlich gearbeitete, mit feinem Holz und Elfenbein ausgelegte Schränke standen darin, und damit war alles vorhanden, was die damalige Zeit für ein Gesellschaftszimmer verlangte. Magister Hänschkel wußte sich vor Überraschung und Rührung kaum zu fassen. In stummer Freude blickte er auf alle die prächtigen Dinge, die wie durch Zauberei in sein schlichtes Haus gekommen waren. Der Herzog und seine Begleiter fanden alles sehr hübsch und tadelten scherzend den Hausherrn, daß er über dieses allerliebste Gesellschaftszimmer so verächtlich gesprochen habe.

„Jetzt sehen Sie aber deutlich, meine Herren, wie uns der Magister hintergeht!“ rief hoch vergnügt der Herzog. „Nicht wahr, Sie erwarten nun gewiß, daß ein Mann, dessen Haus so hübsch und geschmackvoll eingerichtet ist, uns auch zu unserer völligen Zufriedenheit bewirten wird?“

„Gewiß, gewiß!“ riefen alle wie mit einer Stimme.

„Aber noch sehe ich keine Anstalten dazu“, fuhr der Herzog fort, indem er sich an den Hausherrn wendete. „In welchem Zimmer werden wir speisen? Sie haben doch ohne Zweifel außer diesem noch eins im Hause?“

„Ein Zimmer ist zwar noch unten, mein Wohnzimmer“, antwortete der Pastor verlegen; „was aber die Bewirtung anlangt, so kann ich leider nur wiederholen, was ich Eurer Durchlaucht schon mehrfach zu versichern die Ehre hatte —“

Aber der Herzog wollte nichts weiter hören, schüttelte den Kopf und stieg lachend die Treppe hinab. Vergebens sah sich der Pfarrer auf diesem Wege von neuem nach seinen Hausgenossen um. Er erblickte weder seine Tochter, noch die Magd, noch den Kandidaten Müller. „Durchlaucht — ich weiß nicht — meine Tochter“, so stotterte der Magister, als die Gesellschaft endlich auf dem Hausflur angelangt war. Er konnte ja nicht das Geringste herbeischaffen und seinen Gästen vorsetzen, wenn ihm die treue Verwalterin seines Hauswesens fehlte. Aber der Herzog ließ ihn auch jetzt nicht ausreden. „Ihre Tochter und alle Personen, die heute im Pfarrhause gefunden wurden, sind in Haft“, rief er und lachte dabei, daß ihm die Augen thränten. „Aber erschrekken Sie nur deshalb nicht, Herr Magister! Ihre Gefangenschaft ist ganz erträglich, und wir werden aus ihrem eigenen Munde hören, wie sie dieselbe verbracht haben. Jetzt aber wollen wir zu Tische gehen!“

Ein Diener öffnete schnell die Thüre der Wohnstube. Auch dieses Zimmer war mit ganz neuen und sehr hübschen Möbeln ausgestattet. In seiner Mitte stand eine gedeckte und mit kostbarem Geschirre reich besetzte Tafel. Der erste Gang war bereits aufgetragen. Man setzte sich, und die herzoglichen Diener erhielten den Befehl, des Pastors Weinkeller zu untersuchen. Sie kamen mit vollen Flaschen von den besten Sorten und zugleich mit der Meldung zurück, daß sie reiche Vorräte gefunden hätten. Das Mahl war auserlesen und köstlich. Die Gäste waren munter und fröhlich, scherzten nicht wenig über den geizigen Pastor, der sich so arm genannt und gestellt habe, und der doch so vieles Schöne und Gute im Überflusse besitze. Der Hausherr saß zur Rechten des Herzogs; aber er konnte vor Freude kaum essen und trinken. Er wußte jetzt ganz recht, daß der edle Fürst dies alles veranstaltet hatte, um ihm damit einen Beweis seiner Zufriedenheit und Huld zu geben. Die seltsame Art und Weise, die er dazu gewählt hatte, war eben eine seiner Wunderlichkeiten, die dem sonst so trefflichen Manne nun einmal eigen waren und blieben.

Als um zwei Uhr Nachmittags die Kirchenglocken wieder zum Gottesdienste riefen, befahl der Herzog, die Gefangenen herbeizuführen.

„Wo hat Durchlaucht sie denn bisher verwahren lassen?“ fragte der Pfarrer in seiner Unruhe heimlich seinen Nachbar, den Hofmarschall.

„Bei dem Schulmeister“, erwiderte Herr von Behr, und fuhr dann fort: „Übrigens geht ihnen dort ganz und gar nichts ab. Sie werden samt der Schulmeistersfamilie, wie es der Herzog ausdrücklich befohlen hat, von unserer Tafel gespeist.“ Nun traten die Gefangenen in das Zim-

mer. Herzog Wilhelm stand bei ihrer Ankunft auf und ging ihnen einige Schritte entgegen.

Christine stieß einen leisen Schrei aus, als sie den Mann wieder erblickte, zu welchem sie so unüberlegte Worte geredet hatte. Sie wurde in ihrer Herzensangst bald blaß und bald rot und zitterte heftig am ganzen Leibe. In ihrer Bestürzung vergaß sie alles um sich her und rief: „Ach, das ist er wirklich! das ist wirklich —"

„Der Geizhals von Merseburg, nicht wahr, mein Töchterlein?" unterbrach sie der Herzog, und lachte dazu in seiner gutmütigen Weise.

„Ach, Durchlaucht", rief das arme Mädchen, „verzeihen Sie einem unerfahrenen und einfältigen —"

„Es ist schon gut, liebes Kind", fiel der treffliche Fürst wieder schnell ein. „Sie haben Uns als wackere Tochter über die vermeinte Zurücksetzung Ihres Vaters gehörig ausgezankt und sollen deshalb auch der wohlverdienten Strafe nicht entgehen. Der Magister Hänschkel ist von Uns zu Unserem Hofprediger in Röglitz ernannt, und es handelt sich nun darum, einen neuen Pfarrhern an seine Stelle für Weßmar zu wählen. Der in Unserem Dienste am Dresdener Hofe stehende Gutsherr Hans von der Ölnitz hat Uns mit aller Bereitwilligkeit die Besetzung dieses Amtes überlassen, zumal Wir das Einkommen der Stelle durch Vermehrung der Pfarrgrundstücke um zwanzig Acker von Unsern Ländereien verbessern wollen. Es handelt sich also jetzt darum, wo wir einen tüchtigen Pfarrer hernehmen? Wissen Sie Uns etwa einen solchen in Vorschlag zu bringen, Jungfer Christine?"

Die Pfarrerstochter war keines Wortes mächtig. Die

Freude wollte ihr bald das Herz zersprengen. Darum fuhr der Herzog fort: „„Der Kandidat Müller ist Uns von Ihnen als ein braver Mann und tüchtiger Kanzelredner bezeichnet worden. Wir wollen jetzt zur Kirche gehen, und er soll seine Probe vor Uns halten, indem er Uns die Predigt vom heutigen Vormittage wiederholt.“

Dies geschah denn auch, und der Kandidat predigte so schön, daß es eine wahre Freude war. Nach beendigtem Gottesdienste mußte er im Betstüblein erscheinen, und Herzog Wilhelm sprach zu ihm: „Herr Kandidat, Sie haben Ihren Ruf heute trefflich bewährt. Hiermit begrüßen Wir Sie als neuen Pastor der Gemeinde Weßmar, wozu Wir Ihnen Unsern gnädigen Glückwunsch aussprechen.“

Einen Monat später fand die Hochzeit des neuen Pfarrers und zugleich sein Eintritt in das ihm verliehene Amt statt. Es war eine sehr fröhliche und glückliche Feier, welcher auch Herzog Wilhelm persönlich beiwohnte. Der Hofprediger Hänschkel segnete selber den Herzensbund seiner geliebten Kinder ein. Es war ihm durch Gottes Gnade vergönnt, noch lange das Glück derselben mit eigenen Augen zu sehen und sich daran zu erfreuen. In den Pfarrhäusern von Röglitz und Weßmar aber ehrten und segneten dankbare Herzen bis an ihr Lebensende den wackeren und freigebigen „Geizhals von Merseburg“.

LIBRARY OF CONGRESS
00025366190